Samenkörner.

10. Bändchen.

1874

C. Brockhaus, Elberfeld,
Baustr. 52.

Druck von A. Faßenrath in Elberfeld

Inhalts-Verzeichnis.

	Seite.
Treu bis in den Tod (mit Bild)	3
Mephibosheth	24
Ein doppeltes Erwachen	30
„Lebt Eure Mutter noch?“	34
Die glückliche Wahl	36
Hast du Gott lieb?	44
Die Felsenbrücke (mit Bild)	51
Die Macht der Versuchung	59
Spruch (mit Bild)	66
Der rufende Heiland (Gedicht)	67
Geben ist seliger als nehmen	68
Der edelmütige Monarch	95
Die steigenden Fluten	100
Der Säemann (mit Bild)	116
Jack, der Matrose	122
Der kleine Trotzkopf	130
Der Sohn eines reichen Vaters	132
Simon, der Blödsinnige (mit Bild)	148

„So sind wir nun Gesandte für Christum, als ob Gott durch uns ermahnte; wir bitten an Christi Statt:

Lasset euch versöhnen mit Gott!“

2. Kor. 5, 20.

Treu bis in den Tod.

1.

Der Herbst mit seinen Stürmen war gekommen, und die Bewohner der Meeresküste wissen, was das zu bedeuten hat. Die Sonne hatte bereits ihre Strahlen in die Fluten getaucht, der Abend dämmerte herein, und der Leuchtturm zeigte den Schiffern die gefährlichen Untiefen und Klippen des Gestades.

Um diese Zeit war's, als ich in unserm Städtchen einem Hause zuschritt, wo mehrere vom Wetter gebräunte, jugendliche Gesichter meiner mit Sehnsucht harrten. Ich hatte nämlich eine Abendschule für arme Kinder errichtet; und eine nicht geringe Zahl solcher Kleinen, die wegen ihrer Tagesarbeit an keinem Schulunterricht teilnehmen konnten, fanden hier einigen Ersatz. Ich fühlte mich stets glücklich und wohlgemut unter ihnen; und obwohl in diesem Augenblick der Regen in Strömen herniedergoß und ein kalter Wind vom Meere herüberwehte, so konnte mich dennoch nichts von der Erfüllung meines Berufes abhalten. Ich dachte an die fröhlichen Gesichter, die mich willkommen heißen würden, und achtete daher weder Sturm noch Unwetter.

Gerade als ich die enge Gasse, in welcher das Schulhaus lag, betreten hatte, begegnete ich einer ärmlich gekleideten Frau, deren Gestalt ich in der Dunkelheit kaum zu unterscheiden vermochte. Ich würde vorwärts geschritten sein und sie nicht weiter beachtet haben, wenn nicht die

Art und Weise, in welcher sie mir Platz machte, mir deutlich verraten hätte, daß sie ein Wort mit mir zu sprechen wünschte. Als ich sie hierauf in nähern Augenschein nahm, erkannte ich in ihr die Mutter eines meiner Schüler.

„Ach! Sie sind's, Frau Wilson?" rief ich ihr zu.

„Ja, mein Herr, ich bin es," entgegnete sie. „Ich wollte Ihnen etwas erzählen in Betreff meines Robert."

Sie sagte diese letzen Worte mit einem tiefen Seufzer, welcher nur zu deutlich verriet, daß ihre Mitteilung keineswegs erfreulicher Art sein würde. Ich war sehr gespannt; denn ich muß gestehen, daß Robert im vollsten Sinne des Wortes mein Liebling war. Jedesmal, wenn ich die Thür des Schulhauses öffnete, war dieser Knabe der erste, welcher mich mit heitern Blicken willkommen hieß. Während des Tages mußte er, da seine Mutter eine arme Witwe und er ihr ältester Sohn war, hart arbeiten, um den Lebensunterhalt für die zahlreiche Familie zu verdienen; aber ob auch der Geruch der Häringe, mit denen er sich beschäftigen mußte, nicht aus seinen Kleidern zu verscheuchen war, so war sein Anzug doch stets sauber und geflickt; und seine freudig glänzenden Augen verrieten es auf den ersten Blick, daß diese Schulstunden die glücklichsten Augenblicke seines Lebens ausmachten. Was mein Herz aber ganz für ihn gewann, das war die Aufmerksamkeit, mit welcher er beim Unterricht auf meine Worte achtete; und nicht nur machte er rasche Fortschritte im Lesen, Schreiben und Rechnen, sondern er öffnete auch schon früh sein Herz für die Wahrheit, daß Christus Jesus in die Welt gekommen ist, um Sünder zu erretten. Meine jungen Leser werden daher begreifen können, daß ich nicht wenig auf die Mittei-

lungen der Mutter betreffs meines kleinen Günstlings gespannt war.

„Nun, was ist denn mit dem Knaben geschehen, Frau Wilson?“ fragte ich.

„Er steht im Begriff, mich zu verlassen,“ war die Antwort der armen Witwe. „Er und Richard Cooper wollen mit jenem Schiffe, welches im Hafen zur Abfahrt bereit liegt, nach Australien fahren. Und ach, mein Herr! was soll aus mir werden, wenn Robert, der mein einziger Trost auf Erden ist, nicht mehr an meiner Seite ist? Ist mir's doch, als ob ich ihn nimmermehr wiedersehen sollte.“

Ich konnte den Schmerz der armen Witwe sehr gut begreifen. Wie gesagt, war sie auf das, was Robert durch seinen Fleiß verdiente, hauptsächlich angewiesen. Aber doch brachte bei dem besten Willen sein Tagewerk wenig ein; und die Brotpreise standen hoch, und der nahende Winter bot den armen Familien eine höchst ungünstige Aussicht. Ich erriet daher bald, daß der gute Junge sich nur um der Mutter willen entschlossen hatte, ein Seemann zu werden, um dadurch einen höheren und regelmäßigeren Lohn zu erzielen.

So viel ich vermochte, tröstete ich die arme Witwe und trat dann in das Schulhaus, wo der mir so liebe Knabe selbst die Mitteilung seiner Mutter bestätigte. Die Thräne, die sich gegen seinen Willen über seine Wange stahl, zeigte zur Genüge, welch schweren Kampf ihn dieser Entschluß gekostet hatte; allein er sah, wie er sagte, kein anderes Mittel, um für die Lebensbedürfnisse seiner Geschwister sorgen zu können. Durch das Handgeld, welches ihm zum voraus ausbezahlt worden war, wurde der Mutter zugleich eine augenblickliche Unterstützung zu

teil, indem sie dadurch in den Stand gesetzt wurde, die fällige Miete zu bezahlen. „Und dann", fügte er traurig hinzu, „hat die Mutter auch eine Person weniger zu füttern."

Richard Cooper, der andere Knabe, teilte in keiner Weise die traurigen Gefühle seines Gefährten hinsichtlich ihres zukünftigen Loses. Bei ihm entdeckte man keine Thränen. Er hatte schon längst den Wunsch in seinem Herzen genährt, einmal die Welt zu sehen; und eine solche Reise in ein fremdes Land dünkte ihm ganz geeignet zu sein, um die ergötzlichsten Abenteuer erleben zu können. Jeder Wechsel in seinem einförmigen Leben war ihm willkommen. Darum lachte er den trauernden Genossen weidlich aus und plauderte mit einer sich steigernden Lebhaftigkeit von jener Zeit, wo sie als Herren ihrer eigenen, mit großen Reichtümern beladenen Schiffe zur Verwunderung der einfältigen „Landratten" zurückkehren würden. Und als der Unterricht begann, war keiner so unaufmerksam als der ruhelose Richard, und keiner lauschte so gespannt auf meine Worte wie Robert. Ich sprach heute mit den Schülern über den guten Hirten, der das verlorne Schaf sucht und es, nachdem Er es gefunden hat, auf Seine Schultern nimmt und ins Vaterhaus trägt. Der Heilige Geist schien meine Worte in das Herz meines traurigen Freundes tief einzuprägen. Seine Thränen versiegten; ein Freudenstrahl erhellte seine Mienen.

Am folgenden Morgen kamen die beiden Knaben in mein Haus, um Abschied zu nehmen; und meine Leser werden es mir glauben, daß ich sie alles Ernstes auf die Versuchungen und Gefahren, die ihnen in ihrem neuen Berufe begegnen würden, aufmerksam machte. Ach! das gottlose Treiben der Matrosen war mir aus Erfahrung

nur zu bekannt. Ich schenkte beiden ein Neues Testament und bat sie dringend, fleißig darin zu lesen. Dann übergab ich sie betend den mächtigen Händen Dessen, der dem Winde und den Wellen zu gebieten vermag. Gerührt verließen sie mein Haus, um während eines ganzen Jahres die Gefahren des Meeres zu teilen.

2.

Am nächsten Tage stach das Schiff mit meinen beiden jungen Freunden in See. Kurz vor der Abfahrt begab ich mich an Bord desselben, um ihnen zum letzten Male Lebewohl zu sagen. Noch einmal bat ich sie dringend, vor allen Dingen nicht zu vergessen, ihr Testament fleißig zu benutzen und oft ihre Kniee vor dem Herrn zu beugen. Dann mußte ich sie verlassen, da die Matrosen sich schon anschickten, die Anker aufzuwinden.

Der Kummer der armen Mutter war tief und anhaltend. Ihrem geliebten Kinde nicht die gewohnte mütterliche Sorgfalt widmen zu können, war ihr fast unerträglich. Als ich ihr nach etlichen Tagen begegnete, sagte sie im Tone schmerzlicher Bewegung:

„Ach, mein Herr! ich ertrage es kaum. Es ist etwas ganz anderes, als wenn er früher in irgend einem Häringsbote die Küste entlang segelte. Dauerte eine solche Reise doch höchstens eine Woche. Aber jetzt — wann werde ich mein teures Kind wiedersehen? Er ist jetzt schon weit, weit von hier; und, wie man mir gesagt hat, soll das Meer so schrecklich tief sein, daß der höchste Berg hineinstürzen könnte, ohne daß man eine Spur von demselben entdecken würde. Was denken Sie darüber, mein Herr?“

„Es mag dies wohl wahr sein, Frau Wilson," erwiderte ich. „Aber erinnern Sie sich nicht, daß Gott, wie der Psalmist sagt, das Toben des Meeres beherrscht?

Wirklich, für Ihn ist das Meer nicht zu tief; „Er hat die Wasser gemessen mit Seiner hohlen Hand," ruft der Prophet Jesaias aus."

„Sie haben Recht, mein Herr," bestätigte die arme Frau, während ihr mit Thränen benetztes Auge freudig aufblickte. „Ja, Seine mächtige Hand beherrscht auch die Meeresfluten; Er kann mein Kind in den wütendsten Stürmen beschützen. Ihm will ich vertrauen."

Getröstet ging sie ihres Weges. Und in der That, ihr mütterliches Herz bedurfte eines solchen Trostes. Der Winter mit seinen stürmischen Tagen und Nächten stellte sich bald ein; und wenn die aufgeregten Wogen des nahen Meeres ihr wildes, eintöniges Rauschen mit dem lauten Heulen der Windsbraut vermischten, dann wollten sich auch mir oft ängstliche Sorgen ins Herz drängen, wenn ich an das Schicksal der beiden Knaben dachte. Es erregte daher keineswegs mein Erstaunen, als eines Morgens die arme Witwe bleich und kummervoll in mein Zimmer trat. In der vergangenen Nacht hatte der Sturm außergewöhnlich heftig getobt, und noch immer hörte man sein gewaltiges Brüllen. Die besorgte Mutter hatte während der Nacht nicht eine einzige Minute ihr Auge zu schließen vermocht. Schaudernd hatte sie auf das Geheul des Orkans und auf das Gebrause der gegen das Gestade rollenden Wogen gelauscht. Ach! sie glaubte immer und immer wieder das Angstgeschrei ihres geliebten Kindes zu vernehmen.

Ich fühlte, daß Tröstungen, mit denen man gewöhnlich den Unglücklichen begegnet, hier keinen Erfolg haben würden. Aber mir war es nicht entgangen, daß das Ohr dieser armen Frau für den Trost des Wortes Gottes geöffnet war. Darum führte ich sie an diese

Quelle und las ihr unter anderm aus Ps. 107 die Stelle vor: „Die sich auf's Meer hinabbegeben und auf Schiffen fahren, auf großen Wassern Handel treiben, diese sehen die Thaten Jehovas und Seine Wunderwerke in der Tiefe. Er spricht und bestellt einen Sturmwind, der hoch erhebt seine Wellen. Sie fahren hinauf zum Himmel, sinken hinab in die Tiefen; es zerschmilzt in der Not ihre Seele. Sie taumeln und schwanken wie ein Trunkener, und zunichte wird alle ihre Weisheit. Dann schreien sie zu Jehova in ihrer Bedrängnis, und Er führt sie heraus aus ihren Drangsalen. Er verwandelt den Sturm in Stille, und es legen sich die Wellen. Und sie freuen sich, daß sie sich beruhigen, und Er führt sie in den ersehnten Hafen. Mögen sie Jehova preisen wegen Seiner Güte, und wegen Seiner Wunderthaten an den Menschenkindern!"

„O wie schön, wie herrlich!" rief sie aus. „Wollen Sie mir nicht diese Worte auf einen Zettel schreiben? Und wenn es dann draußen stürmt, so kann ich mich daran erquicken."

„Aber ich meine gehört zu haben, daß Sie nicht lesen können", bemerkte ich.

„O schreiben Sie die Verse nur mit großen Buchstaben," erwiderte sie: „dann werde ich sie bald auswendig können. Eine Frau, die in meiner Nähe wohnt, wird sie mir gern dann und wann vorlesen."

Ich willfahrte ihrem Wunsche und schrieb die Worte mit großen Buchstaben auf einen Papierstreifen, den sie mit in ihre Hütte nahm und mit Nadeln an die Wand ihres Zimmers heftete. Nur wenige Tage vergingen, bis sie jeden Buchstaben jener Trostworte kannte, die der Gott alles Trostes in ihr Herz geschrieben hatte

Nie werde ich den freudigen Blick ihres Auges vergessen, als sie mir eines Tages die Worte ohne Anstoß hersagte.

Der lange Winter brachte viele Kümmernisse über die Bewohner des Städtchens. Die Arbeit begann mehr und mehr zu stocken; die Fabriken wurden zum Teil geschlossen oder beschäftigten nur zur Hälfte der Zeit ihre Leute. Höchst kümmerlich fristete manche arme Familie ihr Dasein; Mangel und Not wuchsen von Tag zu Tage; und wie gewöhnlich gesellten sich Krankheiten aller Art zu der allgemeinen Hülflosigkeit. Die arme Witwe und ihre Kleinen litten sehr. Dazu fehlte es an jeglicher Kunde betreffs des Schicksals ihres Sohnes. Vergeblich bemühte ich mich, über das Schiff Erkundigungen einzuziehen; niemand vermochte mir Auskunft zu geben. Ob man in irgend einen Hafen der Umgegend zurückgekehrt sei und von dort aus eine neue Fahrt unternommen, oder ob man überhaupt den Kurs nach der Heimat genommen habe, blieb in völliges Dunkel gehüllt.

So schwanden Monate dahin; der Frühling, der Sommer und der Herbst kamen und gingen vorüber; und wieder stand der Winter vor der Thür. Endlich löste sich einigermaßen das Rätsel, ohne jedoch dem trauernden Mutterherzen Befriedigung zu gewähren.

Als ich nämlich eines Tages durch die Stadt schritt, begegnete mir der Vater des Knaben Richard Cooper, ein mürrischer, übelgelaunter Mann, der, wenn ich ihm zufällig in den Weg kam, gewöhnlich kaum zu grüßen pflegte. Diesesmal jedoch hemmte er bei meinem Anblick seine Schritte und rief mir zu:

„Unser Richard kommt heute heim, mein Herr."

„Wie? Richard kommt heim?“ fragte ich erfreut. „Von woher kommt er denn?“

„Direkt von Australien,“ war die Antwort. „Nun, er wird Ihnen jedenfalls einen Besuch machen und Ihnen erzählen, wie die lange Reise abgelaufen ist.“

Mit diesen Worten schritt er seines Weges weiter und ließ mich in meiner Ungewißheit über das Schicksal meines kleinen Günstlings zurück. Wie gern hätte ich der armen Witwe Kunde gebracht! Aber ein unbestimmtes Gefühl hielt mich davon ab; und in Erwartung näherer Aufschlüsse kehrte ich in meine Wohnung zurück. Am Abend machte Richard Cooper mir wirklich einen Besuch. Die Zeit seiner Abwesenheit hatte eine große Veränderung bei ihm hervorgerufen. Aus seinem ganzen Wesen guckte der Seemann heraus; und jedes Wort verriet es, daß er mit sich und seinen Erfolgen gänzlich zufrieden war.

„Aber was ist aus Robert geworden?“ fragte ich.

„Ach!“ antwortete er zögernd, „der arme Junge ist noch nicht in die Heimat zurückgekehrt.“

„Aber wo ist er?“ forschte ich weiter.

„Das kann ich nicht bestimmt sagen,“ erwiderte Richard. „Wir trennten uns kurz nach unsrer Landung in Australien. Kurz, mein Herr, die Wahrheit ist, daß der Robert zu einem tüchtigen Seemann nicht das rechte Zeug hat. Er versteht nicht mit Menschen umzugehen und folgt lieber seinen eigenen Grillen. Ich sage Ihnen, es steckt kein Seemann in ihm.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte ich.

„Nun, um es gerade heraus zu sagen: Auf dem Schiffe liebt man es nun einmal nicht, wenn sich jemand zu viel mit der Bibel beschäftigt. Und als ihm nun

der Kapitän eines Tages darüber Vorstellungen machte, war er unverschämt genug zu erklären, daß er sich nicht von seiner Bibel trennen könne. Da war's aus mit ihm. Der Kapitän und fast die ganze Mannschaft wurden fortan seine unversöhnlichen Feinde. Darum mochte es wohl das Klügste sein, daß er, als wir in Australien landeten, seinen Abschied nahm. Was nachher aus ihm geworden ist, kann ich nicht sagen. Er war ein wenig krank; und ich glaube, daß er in einem Schiffe Aufnahme gefunden hat, welches nach China bestimmt war."

Welch ein trauriger Bericht! Mit tiefem Mitgefühl dachte ich an die arme Mutter. Ich hielt es für meine Pflicht, ihr diese wenig tröstlichen Nachrichten über ihren Sohn mitzuteilen, bevor dieselben auf anderm Wege zu ihr gelangen konnten. Doch ich kam schon zu spät. Sie war bereits mit allem bekannt. Ach, welch eine traurige Scene! Lange vermochte kein Trostwort den Trübsinn des mütterlichen Herzens zu brechen.

„Ach!" jammerte sie, „wäre er tot, dann wäre es nur ein halber Schmerz für mich. Aber ihn in fremdem Lande und unter fremden Menschen krank zu wissen, ohne daß ich ihn pflegen und seine Schmerzen stillen kann, das ist unerträglich."

„Werfen Sie Ihr Vertrauen nicht weg, Frau Wilson," rief ich ihr in teilnehmendem Tone zu. „Erinnern Sie sich daran, daß Ihr Sohn unter der Obhut Dessen steht, ohne dessen Willen kein Haar von seinem Haupte fällt. Sie können den guten Jungen nicht pflegen, aber Sie können ihm dennoch dienen, und zwar durch Ihre Gebete."

„Ach! wie könnte ich's versäumen, für ihn zu beten!" erwiderte sie weinend. „Vom Morgen bis an den Abend,

und in jeder Nacht, wenn das Heulen des Sturmes mich weckt — immer bin ich mit meinem Robert vor Gott beschäftigt. Doch ich will auch mein Vertrauen auf Ihn setzen; ich glaube, daß der Herr mein Flehen erhören und ihn mit Sorgfalt bewachen wird, auch wenn mein Auge es nicht sieht."

„Gewiß, Frau Wilson; Er läßt niemanden zu Schanden werden, der auf Ihn traut," fügte ich hinzu.

„Ja, das ist wahr," bestätigte das arme Weib; „ich habe es ja auch schon oft erfahren. Bis jetzt hat Er mich nicht verlassen noch versäumt. Er wird auch in Zukunft mein Schirm sein."

Sie trocknete ihre Thränen, und ich verließ ihre Hütte. Glückliche Mutter! Sie war fähig, sich im Glauben auf einen starken Felsen zu stützen, auf einen Felsen, der nimmer wankt.

3.

Wieder schwanden mehrere Monate. Der Frühling mit seinen Blumen und Vögeln rückte heran. Da kam eines Abends eines der Kinder der Witwe Wilson und brachte mir die Kunde, daß Robert zurückgekehrt sei. Mit Hast eilte ich der Hütte zu. Wirklich, er war da. Aber wie sehr hatte sich der einst so kräftige, gesunde Knabe verändert! Wie bleich waren seine Wangen, wie schwach und hinfällig war seine ganze Gestalt! Kaum hatte er Kraft genug, um meinen Gruß erwidern zu können; — nur aus seinen glänzenden Augen strahlte die Freude des Wiedersehens.

In der That schien der arme Bursche nur heimgekehrt zu sein, um in den Armen der Mutter zu sterben. Mehrere Tage befand er sich in einem Zustande, der ihn

verhinderte, uns irgend welche Mitteilungen machen zu können. Sobald es ihm jedoch seine Kräfte erlaubten, erfuhren wir nach und nach die Geschichte seiner Reise. Der Kapitän jenes Schiffes, auf welchem er zuerst Dienste genommen hatte, war, wie viele seines Standes, ein äußerst roher und gottloser Mann. Die Matrosen des Schiffes folgten meistenteils dem Beispiele ihres Vorgesetzten; das Laster der Trunkenheit herrschte an Bord mit allen seinen Greueln.

Nach vielen Fragen erfuhr ich, daß Richard sich anfangs gesträubt habe, ein Mitgenosse der Knechte dieses schrecklichen Lasters zu werden; daß er aber endlich schwach geworden und in die Falle gegangen sei. Robert selbst war bewahrt geblieben; aber fast nie hatte er den Mut gehabt, öffentlich gegen das gottlose Treiben Zeugnis abzulegen. „Ach!" sagte er mit Thränen, „ich hätte ein Wort zu ihnen reden und für sie beten sollen. Ich wußte es aus der Bibel, wie sehr Gott die Sünde haßt; aber ich war zu mutlos, und ich sagte ihnen nichts. Ich fürchtete diese Menschen mehr als Gott."

Sich selbst in dieser Weise anklagend teilte er mit, daß ein Matrose im Verlaufe der Reise krank geworden sei, und daß er dessen Herz durch kleine Dienstleistungen gewonnen und ihm zuweilen aus der Bibel vorgelesen habe. Die Krankheit dieses Mannes war ohne Zweifel eine Folge seines lasterhaften Lebens gewesen; und als nach wenigen Tagen der Tod eintrat, hatte es geschienen, als ob aller Herzen mit Furcht und Schrecken erfüllt worden seien, so daß Robert es wagen konnte, mit ihnen von Gott zu reden, der bis jetzt ihr sündliches Treiben mit Langmut ertragen habe, aber im Falle ihres Beharrens darin einmal sicher auch sie heimsuchen werde.

Anfangs verfehlten die Worte des Knaben ihre Wirkung nicht; aber nach und nach schwand wieder die ernste Stimmung; das wüste, rohe Treiben brach sich von neuem Bahn, und Robert, dem Spotte der Matrosen und der grausamsten Behandlung von seiten des Kapitäns ausgesetzt, verlor den Mut und fand es unerträglich, länger in einer solchen Umgebung leben zu können. Als man nach mehreren Wochen das Land betrat, fühlte er sich dazu noch körperlich so krank und angegriffen, daß er während eines ganzen Monats in einer fremden Stadt das Bett hüten mußte. Mit jedem Tage wurde seine Lage trauriger. Bereits hatte er seine Kleider und andere kleine Habseligkeiten verkauft; und kaum fühlte er sich wieder etwas hergestellt, so war er gezwungen, den ersten besten Dienst, der sich ihm auf einem nach China und Japan bestimmten Schiffe darbot, anzunehmen. Erst nach mehreren Monaten fand er Gelegenheit, auf einem englischen Fahrzeuge die Heimfahrt antreten zu können; und so war er jetzt, fast zum Tode ermattet, in der Hütte seiner armen Mutter angekommen. Viele, viele Tage schwankte er zwischen Tod und Leben; und in der That fühlte man es ihm ab, daß er Lust hatte, abzuscheiden und bei Christo zu sein. Der einzige Gedanke, der ihn zuweilen mit Trübsinn erfüllte, war, daß er nach seiner Meinung zu wenig für Gott gethan habe.

„Ach!" murmelte er oft vor sich hin, „ich fürchtete das Kreuz Christi, darum war ich nicht treu bis in den Tod. Ich hatte den Herrn Jesum, der für mich gestorben ist, so früh kennen gelernt, und doch bekannte ich so wenig Seinen Namen unter denen, die Ihn nicht kannten, und redete nicht mit ihnen von der Liebe Gottes. Ach! hätte ich ihnen doch etwas mehr aus dem Worte Gottes vor-

gelesen! Nur bei dem armen kranken Matrosen habe ich's gewagt: und ich weiß sicher, daß er jetzt im Himmel ist."

Die Erinnerung an jenen Kameraden, mit dem er in seinen letzten Stunden das Wort Gottes gelesen hatte, verscheuchte jedesmal die trüben Gedanken aus seinem Gemüte. Und in der That, wenn irdendwie das Verlangen nach Genesung in seinem Herzen laut wurde, so hatte dieses seinen Grund darin, daß er dringend wünschte, noch einmal unter den armen, unwissenden Matrosen von dem wunderbaren Lichte, in welches er durch die Gnade berufen war, zeugen zu können.

„Ich weiß," sagte er eines Tages zu mir, „daß ich nicht lange mehr leben werde; aber ich vertraue dem Herrn, daß Er mir noch irgend eine Gelegenheit geben wird, um andere mit Seiner Gnade und Liebe bekannt machen zu können. Ja, ich weiß zuversichtlich, daß Er mein Leben zu diesem Zwecke noch ein wenig verlängern wird."

4.

Sein Verlangen wurde erfüllt. Kaum fühlte er sich stark genug, so nahm er Dienste auf einem Dampfboote, welches zwischen England und New-York fuhr. Bei der Abfahrt war das Wetter äußerst günstig und verhieß eine glückliche Reise. An der Küste lag Robert lange in den Armen seiner weinenden Mutter; und als er dann mit einem warmen Händedruck von mir Abschied nahm, sagte er:

„Teurer Freund! vergessen Sie nicht, für mich zu beten, daß ich, bevor ich sterbe, noch etwas für Jesum thun könne. Ich möchte so gern treu sein bis in den Tod."

Es waren die letzten Worte, die ich je aus dem Munde dieses mir so teuren Jünglings vernahm. Sein Tod war näher, als er vielleicht selbst ahnen mochte. Das so herrlich ausgerüstete Schiff sollte sein Ziel nicht erreichen. Gottes Gedanken sind andere als die Gedanken der Menschen. Und was ich später über die Einzelheiten dieser verhängnisvollen Reise erfahren habe, will ich jetzt meinen jungen Lesern mitteilen.

Schon am dritten Tage, nachdem das Schiff den Hafen verlassen hatte, brach ein heftiger, anhaltender Sturm aus. Das Fahrzeug arbeitete sich nur mit der größten Anstrengung durch die vom Winde gepeitschten Wogen. Auf dem Schiffe herrschten Angst und Verwirrung. Der Dienst, den Robert übernommen hatte, führte ihn öfters in die Mitte der Passagiere, die sich fast alle in einem Zustande unbeschreiblicher Verzweiflung befanden.

Unter diesen Passagieren entdeckte unser Freund eine Dame, die mit ihren zwei Kindern zu ihrem Gatten in Amerika zu reisen im Begriff war. Das älteste der beiden Kinder, ein lebhafter Knabe von etwa acht Jahren, zeigte eine auffallende Zuneigung zu unserm Robert; und während die Mutter und die Wärterin der Seekrankheit wegen ihre Betten hüten mußten, brachte der Kleine den größten Teil der Zeit in der Nähe seines neuen Freundes zu. Als der Sturm sich erhob und immer heftiger wurde, überfiel den Knaben eine unbeschreibliche Angst. Und als sogar einmal eine hohe Woge über das Schiff stürzte, ergriff er laut schreiend Roberts Hand und rief:

„O ich ertrinke! Bringe mich doch ans Land! Rette mich! Rette mich!“

„Halte Dich ruhig, Karl!“ erwiderte Robert, indem er das geängstigte Kind in seine Arme schloß. „Fliehe zu Gott: Er kann Dich hier so sicher erhalten wie auf trocknem Lande.“

Der Knabe schrie lauter und ängstlicher.

„Weißt Du denn nicht, daß Gott dieses große Meer gemacht hat, und daß Er dem Winde und den Wellen gebieten kann zu verstummen?“

„Und warum thut Er es denn nicht?“ fragte der Knabe zurück. „Warum macht Er uns alle so krank und furchtsam?“

„Weil Er uns zu belehren wünscht, daß wir Ihm vertrauen und zu Ihm beten dürfen, daß Er uns von allem Uebel befreien möge,“ erwiderte Robert ernst.

„Wie? kannst Du denn beten?“ fragte der Knabe im Tone der Verwunderung. „Ich weiß nicht, was ich sagen soll.“

Robert lächelte. Dann schlang er seinen Arm um das zitternde Kind, kniete neben ihm nieder und flehte zu Gott um seine Bewahrung mit einer Zuversicht, welche verriet, daß er nicht zweifelte an der Güte und Macht Dessen, der den Sturm und die Wogen in Seiner Hand hat. Auch in das Herz des Kleinen an seiner Seite schienen sich dieselben Gefühle zu senken: er wurde ruhig und zitterte nicht mehr. Es sollte indes während dieses Sturmes nicht das letzte Mal sein, daß Robert Gelegenheit fand, sein Vertrauen zu seinem Gott an den Tag legen zu können. Der kleine Karl lief in die Kajüte, in welcher sich die kranke und vor Furcht zitternde Mutter befand: und als er ihre ängstlichen Mienen gewahrte, rief er ihr im Tone kindlichen Vertrauens zu:

„Sei nicht furchtsam, Mama! Gott kann uns be-

wahren; und wenn wir zu Ihm beten, so thut Er's auch. Robert hat gebetet, und nun habe ich keine Furcht mehr. Bete doch auch, Mama; und Du sollst sehen, daß die Furcht schwindet."

„Ich bin zu bange, um beten zu können, mein Kind," keuchte die Mutter hervor. „O, ich bin zu Tode erschrocken."

„Soll Robert für Dich beten, Mama?" fragte Karl und machte Miene, seinen Freund herbeizuholen.

„Nein, nein, Kind," rief die Dame hastig. „Bleibe Du ein wenig bei mir; dann werde ich schon nach und nach ruhig werden."

Eine andere Dame hatte diese Unterredung mit angehört; und als Robert kurz nachher in den Salon trat, rief sie ihm zu:

„Können Sie beten, mein Freund?"

Ueberrascht durch diese ungewöhnliche Anrede, stutzte Robert im ersten Augenblick. Das Blut drängte sich mit Gewalt in seine Wangen. Hier galt es also, öffentlich seinen Herrn zu bekennen. Endlich sagte er in sanftem, aber zugleich festem Tone: „Ja, Madame; Gott hat mich beten gelehrt."

„Dann erweisen Sie uns die Gefälligkeit, für uns zu beten," fuhr die Dame fort. „Gott weiß, wo wir alle in wenigen Augenblicken sein mögen: und wenn Sie glauben, daß Er uns helfen kann, dann beten Sie zu Ihm, daß Er uns bald retten möge. Aber ich sage „bald", denn wir haben keine Zeit zu verlieren."

Schüchtern blickte Robert zu Boden. Noch nie hatte er, ein unwissender Matrose, öffentlich in Gegenwart anderer gebetet. Aber der Zweifel, der sich in den Worten der Dame ausdrückte, indem sie sagte: „Wenn Sie

glauben, daß Er uns helfen kann," sowie die ängstlichen Blicke der Umstehenden, die ihn flehend zum Beten aufzufordern schienen, überwanden endlich seine Schüchternheit. Und niederknieend ertönte seine Stimme durch das Getöse der aufgewühlten Meereswogen; und als er endlich sein Gebet mit den Worten schloß: „Erhöre uns und rette uns um des unendlichen Verdienstes Deines geliebten Sohnes, unsers Herrn Jesu Christi, willen," da zeigte sich manches feuchte Auge, das sich mit Vertrauen zu erheben begann zu Dem, der dem Winde und den Wellen Schweigen gebieten kann.

Während der Nacht legte sich der Sturm. Nicht immer findet das gläubige Gebet so schnell eine ersichtliche Erhörung; aber zuweilen scheint es, als ob Gott sich mit der Sendung einer Antwort beeile, um den Kleinglauben zu stärken und den Unglauben von Seiner Macht zu überführen. So war es hier der Fall. Und als die Morgensonne ihre Strahlen in den immer mehr sich glättenden Wasserspiegel senkte und jeder Schrecken beseitigt war, da bekannten viele mit Beschämung, wie sie nie so deutlich gefühlt hätten, daß Gott nahe sei allen denen, die Ihn anrufen.

Herrliche Tage folgten. Ununterbrochen setzte das schnellsegelnde Fahrzeug seinen Lauf fort; man hoffte bald das ersehnte Ziel erreicht und alle Gefahren hinter sich zu haben. Doch Gott hatte es anders beschlossen. Ein schreckliches, unerwartetes Ereignis vernichtete plötzlich alle Pläne und Hoffnungen.

Es war eine stille, ruhige Nacht. Außer den wachehaltenden Matrosen lag alles an Bord im tiefsten Schlummer, als plötzlich der Angstruf: „Feuer! Feuer!" durch die Räume des Schiffes gellte. Nirgendwo aber ist

eine Feuersbrunst schrecklicher als auf dem Meere. Aus einer bis jetzt nicht aufgeklärten Ursache war der Brand im Hinterteil des Schiffes entstanden; und plötzlich brachen die Flammen mit furchtbarer Gewalt aus dem Mitteldeck hervor, so daß schon nach wenigen Augenblicken an kein Löschen mehr zu denken war. Unbeschreiblich war die Verwirrung unter den plötzlich erwachten Passagieren und Matrosen; und hätte nicht der Kapitän den höchsten Grad von Mut und Geistesgegenwart an den Tag gelegt, so wären unvermeidlich alle ins Verderben gerannt. Seinen ruhigen, gemessenen Befehlen gelang es, die Matrosen zur Thätigkeit anzutreiben; die Boote wurden zur Aufnahme der Passagiere in Bereitschaft gestellt; denn die Flammen machten bereits solch reißende Fortschritte, daß nur in der Flucht die einzige Aussicht zur Rettung sich zeigte.

„Wenn wir die Vorderseite des Schiffes nur einige Augenblicke dem Winde entgegen halten könnten," sagte der Kapitän zu dem ersten Offizier; „denn wenn beim Einsteigen die Flammen hierher getrieben werden, so sind wir alle verloren."

Das hatte seine Richtigkeit. Aber wo war jemand zu finden, der sich auf das Hinterteil an das Steuerrad gewagt hätte, um das Schiff in der bezeichneten Richtung zu halten, während eine Feuerwand ihn von den Booten, dem einzigen Rettungsmittel, vielleicht für immer trennte? Dieser Platz war voraussichtlich eine Stätte des Todes, dem kein Mann Trotz bieten wollte; und vergeblich würden alle Befehle und Drohungen des Kapitäns gewesen sein; niemand würde Folge geleistet haben. Es war indes keine Zeit zu verlieren. Mit Donnerstimme gebot der Kapitän, daß die Passagiere schleunigst die Boote füllen möchten.

In diesem Augenblick zeigte sich die Gestalt unsers Freundes Robert. Sein Gesicht war totenbleich; aber über seine Mienen hatte sich eine auffallende Ruhe gelagert.

„Herr Kapitän!“ rief er. „Ich werde mich an das Steuerruder begeben und das Schiff so lange dem Winde entgegenhalten, als ich es vermag. Gott möge uns beistehen und die armen Weiber und Kinder retten!“

Der Kapitän maß den kaum dem Knabenalter entwachsenen Jüngling mit Blicken der höchsten Verwunderung; dann reichte er ihm die Hand und rief:

„Gott segne Dich, mein Junge! Wenn es gelingt, so werden wir Dich vom Hinterteile des Schiffes her ins Boot aufnehmen.“

Mit festem Schritte trat Robert den Weg an. Ihm war es nicht verborgen, daß es ein Gang zum Tode war. Nur wenige Minuten dauerte es, so waren die Boote gefüllt — aber wer beschreibt die Todesschmerzen unsers Freundes während dieser schrecklichen Minuten? Mit kräftigem Arme hatte er das Steuerruder gedreht und die Vorderseite des Schiffes dem Winde entgegengekehrt. Ohne Zweifel erreichte ihn bald die Flamme, versengte sein Haar, blendete seine Augen und dörrte die Muskeln seiner Hände aus; aber mutig hielt er aus, bis seine Pflicht erfüllt war. Kein menschliches Auge gewahrte ihn in den Flammen; niemand sah ihn zusammensinken; aber alle wußten, daß seine Hand, durch Gott gekräftigt, das Mittel war, welchem sie ihre Rettung von einem schrecklichen Tode verdankten.

Der Wunsch unsers jungen Freundes war erfüllt. Er war „treu bis in den Tod“ gewesen. Und sicher wird in den Momenten der Todespein sein Herz gestärkt worden sein durch das Bewußtsein, daß es ihm vergönnt

war, in den Fußtapfen seines Herrn zu wandeln, welcher von Seinem eigenen Tode gesagt hat: „Größere Liebe hat niemand als diese, daß jemand sein Leben läßt für seine Freunde.“ (Joh. 15, 13.)

Mephiboseth.

(2. Sam. 9.)

Mephiboseth war ein Enkelkind Sauls, des ersten Königs von Israel. Wie meinen Lesern bekannt sein wird, war das Volk Israel überdrüssig geworden, sich von Richtern beherrschen zu lassen; es wollte, wie alle andern Nationen um sie her, einen König haben. Es hatte ganz vergessen, welch ein Vorrecht es war, daß Gott selbst ihr König sein wollte, und dachte nicht mehr an die herrlichen Worte Jehovas: „Und nun, wenn ihr fleißig auf meine Stimme hören und meinen Bund halten werdet, so sollt ihr mein Eigentum sein aus allen Völkern; denn die ganze Erde ist mein; und ihr sollt mir ein Königreich von Priestern und eine heilige Nation sein.“ (2. Mose 19, 5. 6.) Gott willfahrte dem Wunsche Seines eigenwilligen Volkes und gab ihm in Saul, dem Sohne Kis', einen König. Saul war ein großer, starker Mann und ein gewaltiger Kriegsheld; allein er wandte sich bald ab von den Wegen Jehovas und that, was übel war in Seinen Augen. Deshalb verwarf ihn Gott und gab das Königreich in die Hände Davids, des Sohnes Isais, den er von den Schafherden seines Vaters holen und durch Samuel zum König salben ließ. Saul aber verfolgte David, weil Gott ihn an seiner Statt zum König gemacht hatte, alle die Jahre, die er noch über Israel regierte. Doch bald ereilte ihn das Strafgericht

Gottes. Er fiel mit dreien seiner Söhne im Kampfe gegen die Philister auf dem Gebirge Gilboa.

David, der einige Zeit vorher aus Furcht vor Saul in das Land der Philister, zu dem Könige Achis, geflohen war, kehrte jetzt zurück und wurde zum König über ganz Israel ausgerufen. Und Gott war mit ihm. Er warf alle seine Feinde vor ihm nieder und ließ ihm alle seine Unternehmungen gelingen. Er behütete ihn überall, wohin er zog. Doch David blieb in dieser Zeit der Ruhe und des Glückes, die sonst so leicht ein Herz hochmütig zu machen imstande ist, demütig und unterwürfig. Zugleich offenbarte er Gnade und Erbarmen gegen seine Feinde, wie dies immer der Fall ist, wenn man sich wirklich in der Nähe Gottes befindet. Die Geschichte Mephibosheths zeigt uns den Charakter und Herzenszustand Davids in dem schönsten Lichte.

„Und David sprach: Ist noch jemand da, der übriggeblieben ist vom Hause Sauls, daß ich Güte an ihm erweise um Jonathans willen?" (V. 1.) Jonathan war, wie wir wissen, auch ein Sohn Sauls, war aber dem David mit inniger Liebe zugethan gewesen und hatte ihn mehrmals vor der Wut Sauls beschützt. Leider war auch er mit seinem Vater in dem Kampfe gegen die Philister gefallen. Um seinetwillen wünschte David jetzt Güte zu erweisen an jedem, der von dem Hause Sauls übriggeblieben war. Es scheint, als wenn er alle die Unbilden und Verfolgungen, die er von seiten Sauls hatte erfahren müssen, vergessen hätte; sein Herz war nur von dem Wunsche erfüllt, an den Nachkommen seines ehemaligen größten Feindes Güte zu erweisen. So handelt die Gnade. Durch einen Knecht vom Hause Sauls, namens Ziba, erfährt David, daß noch ein Sohn

Jonathans am Leben sei, und daß derselbe in Lodebar, einem Orte, der auf der andern Seite des Jordan lag, wohne. Wahrscheinlich war Mephiboseth, so hieß dieser Sohn Jonathans, die Rache des Königs fürchtend, dorthin geflohen und hatte sich im Hause eines gewissen Makir verborgen gehalten. Er war ein armer Mann, lahm an seinen beiden Füßen und aller der Güter, die sein Vater einst besessen hatte, beraubt.

David befiehlt, ihn sofort zu holen und vor ihn zu bringen. Zitternd und zagend folgte Mephiboseth der Aufforderung des Königs. Sicher dachte er nicht anders, als daß der König ihn wegen der Sünden seines Großvaters zur Rechenschaft ziehen wolle. „Und Mephiboseth, der Sohn Jonathans, des Sohnes Sauls, kam zu David; und er fiel auf sein Angesicht und bückte sich." (V. 6.) Sein Herz war mit Furcht und Angst erfüllt. Doch ein ganz anderer Empfang wurde ihm zu teil, als er erwartet hatte. Mit freundlicher Stimme rief ihn David bei seinem Namen: „Mephiboseth!" — „Und er sprach: Siehe, dein Knecht. Und David sprach zu ihm: Fürchte dich nicht; denn ich will gewißlich Güte an dir erweisen um Jonathans, deines Vaters, willen, und will dir alle Felder deines Vaters Saul zurückgeben; du aber sollst beständig an meinem Tische essen." (Vers 6. 7.) Welch eine Sprache für das Ohr des armen, furchtsamen Mephiboseth! „Fürchte dich nicht, denn ich will gewißlich Güte an dir erweisen." Das hatte er nicht erwartet. Er hatte ohne Zweifel geglaubt, David würde sich an ihm rächen, weil er dem Hause des Mannes angehörte, der ihm so viel Böses zugefügt hatte; aber statt dessen hörte er nichts als freundliche Worte aus dem Munde des Königs und empfing sogar die Versicherung, daß ihm

um Jonathans willen alle die Besitzungen Sauls zurückgegeben werden, und daß er selbst beständig an der königlichen Tafel speisen sollte. Ganz überwältigt von der Güte Davids, ruft er aus: „Was ist dein Knecht, daß du dich zu solch einem toten Hunde gewandt hast, wie ich bin!" (V. 8.) Das ist immer die Wirkung der Gnade, sobald sie ihren Einfluß auf das Herz geltend macht. Man erkennt seine ganze Unwürdigkeit und beugt sich in den Staub nieder.

Doch David blieb hierbei nicht stehen. Er überschüttete den armen Mephibosieth förmlich mit den Beweisen seiner Güte. „Da rief der König Ziba, den Diener Sauls, und sprach zu ihm: Alles, was Saul und seinem ganzen Hause gehört hat, habe ich dem Sohne deines Herrn gegeben. Und Du sollst ihm das Land bauen, du und deine Söhne und deine Knechte, und den Ertrag einbringen, damit der Sohn deines Herrn Brot zu essen habe. Und Mephibosieth, der Sohn deines Herrn, soll beständig an meinem Tische essen," und weiterhin: „Und Mephibosieth wird an meinem Tische essen, wie einer von den Königssöhnen." (V. 9—11.) Welch ein plötzlicher, herrlicher Wechsel für Mephibosieth, den Sohn Jonathans! Einige Augenblicke vorher noch arm, elend und verachtet, ist er jetzt zum Besitzer aller Güter Sauls und zum Herrn über eine große Anzahl Knechte gemacht und würdig geachtet, wie einer der Königssöhne an der königlichen Tafel zu essen. Wie glücklich wird der arme, lahme Mann gewesen sein, und wie innig wird er David gedankt haben!

Doch ich möchte jetzt meine jungen Freunde fragen: Wißt ihr auch, wovon diese schöne Geschichte ein treffendes Vorbild ist? Ich denke, die Antwort wird keinem

von euch schwer fallen. In Mephiboseth entdecken wir das treue Bild des Menschen von Natur, der sich im größten Elend, in der Sünde, fern von Gott und ohne Hoffnung in dieser Welt befindet. Alles, was er zu erwarten hat, wenn er die Welt verläßt, ist Tod, Gericht und ewiges Verderben. Und er ist nicht imstande, diesem Verderben zu entfliehen; er ist, wie Mephiboseth, lahm an seinen beiden Füßen, d. h. die Sünde, die Welt und Satan haben ihn so völlig umstrickt, daß er selbst mit den größten Anstrengungen ihnen nicht zu entfliehen vermag. Wenn er aus seinem traurigen Zustand befreit werden und seinem unausbleiblichen, schrecklichen Schicksal entrinnen soll, so muß ihn ein andrer der Gewalt jener schrecklichen Mächte entreißen. Wer aber ist dazu imstande? Ein Mensch? Unmöglich; denn alle Menschen befinden sich in demselben hülfs- und hoffnungslosen Zustande. Kann ein Blinder einen Blinden leiten, oder ein Lahmer einen Lahmen aus einem brennenden Hause retten? Es ist völlig unmöglich; sie werden beide umkommen.

Giebt es denn gar keine Hoffnung für den armen, verlornen Menschen? Doch, es giebt noch eine Hoffnung, Gott sei ewig dafür gepriesen! Gott hat einen Weg und ein Mittel gefunden, um den Menschen aus seiner traurigen Lage zu befreien. So wie David Ziba, den Knecht Sauls, sandte, um den lahmen Mephiboseth von Lodebar zu holen, so hat Gott Seinen geliebten Sohn, Jesum Christum, auf diese Erde herniedergesandt, um den Menschen auf dem Schauplatze seiner Not und seines Elends zu besuchen und seine Erlösung zu bewirken. „Denn also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe."

(Joh. 3, 16.) Und nicht nur will Gott den Menschen aus seinem elenden Zustande befreien, Er will ihn sogar in Seiner Nähe haben. Um jedoch diese Ratschlüsse der Liebe ausführen zu können, mußte jede Sünde, jeder Flecken von dem Menschen weggethan werden. Gott ist heilig und gerecht, und zu rein von Augen, um das Böse zu sehen. Seine Heiligkeit muß unter allen Umständen aufrecht erhalten werden. Was hat Er nun gethan? Er hat die Sünden des Menschen auf Christum gelegt und Ihn an seiner Statt gerichtet. Das ganze schreckliche Gewicht Seines gerechten Zornes gegen die Sünde hat Christum getroffen. Jetzt kann Gott dem Menschen in unumschränkter Liebe und Gnade begegnen; ja, Er ist, wie wir im Römerbriefe lesen, gerecht, wenn Er den rechtfertigt, der des Glaubens an Jesum ist.

Und wie verhält sich der Mensch einem solchen Gott gegenüber? Er will nichts von Ihm wissen; Er stößt die ihm aus freier Liebe angebotene Errettung von sich. Der Herr aber, in Seinem wunderbaren, unbegreiflichen Erbarmen, geht dem Menschen nach, bis Er ihn findet. Er wird nicht müde, ihn immer wieder zu bitten, sich doch rückhaltlos Ihm anzuvertrauen. Und was geschieht, wenn der Mensch endlich seine Zuflucht zu Ihm nimmt? Hört er ein Wort des Vorwurfs, daß er so böse, so hart und so undankbar gewesen sei? Nein — nichts als Liebe, Freundlichkeit und Güte begegnen ihm. Der Empfang des in das Vaterhaus zurückkehrenden verlornen Sohnes ist ein herrliches Bild von dem, was der Mensch erfährt, wenn er zu Gott kommt. Nicht nur erhält er Vergebung seiner Sünden, nicht nur verzeiht ihm Gott alles, was er gethan hat, um Jesu Christi willen, sondern Gott führt ihn auch in den Besitz

aller der herrlichen Segnungen ein, die das Teil Jesu sind. Und wie Mephibosheth um Jonathans willen von David gewürdigt wurde, wie seine eigenen Kinder an der königlichen Tafel zu essen, so giebt Gott einem jeden Sünder, der an Jesum glaubt, um Seinetwillen das Recht, ein Kind Gottes zu heißen und für alle Ewigkeit in dem Vaterhause zu wohnen.

Ist das nicht wunderbar, meine lieben jungen Freunde? Aber vielleicht habt ihr schon oft von diesen köstlichen Dingen gehört, und doch an euch selbst noch nicht erfahren, wie gütig und gnädig Gott ist. Ach! **möchtet ihr heute nicht wieder vergeblich davon gehört** haben! Bedenkt wohl, daß einmal eine Zeit kommt, wo **Gott nicht mehr in Gnade, sondern in Gericht mit dem** Menschen handeln wird; und wehe dann allen, die die Güte Gottes von sich gestoßen und mit Füßen getreten haben!

Ein doppeltes Erwachen.

Vor einiger Zeit, so erzählte mir kürzlich ein Freund, verkündigte ich in einem kleinen Dörfchen das Evangelium. Es waren vielleicht an 40—50 Personen um mich versammelt, meistens Bewohner des Dorfes. Unter ihnen befanden sich auch mehrere Kinder. Mir gerade gegenüber saß ein Knabe von ungefähr sechszehn Jahren. Ich mochte vielleicht eine Viertelstunde gesprochen haben, als ich bemerkte, daß mein Gegenüber nach und nach schläfrig wurde. Trotz aller Anstrengungen, wach zu bleiben, fielen seine Augen immer wieder von neuem zu, um sich endlich für eine längere Zeit gänzlich zu schließen. Der Kopf sank tief auf die Brust herab.

Plötzlich schrak der jugendliche Schläfer empor. Groß und starr richteten sich seine Augen auf mich. Ich sprach gerade über die große Verantwortlichkeit des Menschen, der so oft von dem Herrn eingeladen werde und immer wieder Seine freundliche Einladung zurückweise. Zugleich machte ich darauf aufmerksam, wie gefährlich es sei, seine Errettung auf eine gelegenere Zeit aufschieben zu wollen; wie so oft diese gelegenere Zeit nicht komme, und man dann zu spät die Thorheit seines Beginnens einsähe. Langsam füllten sich die Augen des Knaben mit Thränen. Eine nach der andern rollte seine Wangen hinab. Doch als ich jetzt begann, von der Liebe des Herrn zu erzählen, wie Er auf diese Erde herniedergekommen sei, um Sünder zu suchen und selig zu machen, wie Er auf Golgatha Sein kostbares Blut vergossen habe und jetzt jeder zu Ihm kommen und durch den einfachen, kindlichen Glauben an Ihn errettet werden könne, da schien eine plötzliche Veränderung mit meinem jungen Zuhörer vorzugehen. Seine Thränen flossen allmählich langsamer, und sein Gesicht begann vor Freude zu strahlen.

Nachdem ich die Versammlung mit einem Gebet geschlossen hatte, begab ich mich zu dem Knaben hin, um mich nach der Ursache seiner tiefen Bewegung zu erkundigen. Zu meiner großen Freude hörte ich, daß er soeben Frieden und Vergebung seiner Sünden in dem Blute Jesu gefunden habe. Auf mein Befragen, wie er denn so plötzlich aus seinem Schlafe aufgewacht sei, ob ihn vielleicht einer seiner Nachbarn angestoßen habe, antwortete er mir, daß dies durchaus nicht der Fall sei, sondern daß er ganz unerwartet, er wisse selbst nicht wodurch, aufgeschreckt worden wäre. Es war unverkenn-

bar der Herr, der ihn aus dem Schlafe geweckt und zugleich sein Gewissen aufgerüttelt und sein Herz geöffnet hatte, um meine Worte aufzunehmen. Er war voll von Freude und über seine Errettung völlig gewiß. — Ein schönes Erwachen, nicht wahr, mein lieber Leser?

Derselbe Freund, aus dessen Munde ich die obige schöne Begebenheit vernahm, erzählte mir bei der nämlichen Gelegenheit auch als Beweis der oft wunderbaren Hülfe und Sorge des Herrn für die Seinigen folgendes: Ich befand mich vor längeren Jahren auf einer Reise, die ich unternommen hatte, um den Bewohnern einiger hessischer Dörfer das Evangelium von der Gnade Gottes nahe zu bringen. Da in keinem der genannten Orte ein passendes Lokal zu finden war, so beschloß ich, einen großen freien Platz in einem der nahe liegenden Wälder als Versammlungsort zu benutzen. Auf meine Einladung hatte sich eine große Menge von Leuten jeden Alters und Geschlechts eingefunden. Es war drückend heiß, und ich hatte an jenem Tage schon mehrere Stunden zu Fuß zurückgelegt. Ich war sehr durstig; aber weit und breit war von Wasser keine Spur zu entdecken, da es lange Zeit hindurch nicht geregnet hatte und das Land durch die glühenden Sonnenstrahlen wie ausgedörrt war. Ich fragte, ob keiner der Versammelten etwas Trinkbares mitgebracht habe, mußte aber zu meinem Leidwesen hören, daß niemand daran gedacht hatte.

Nachdem die Versammlung beendigt war, begab ich mich auf den Weg nach einem mehrere Stunden entfernten Dorfe, da ich versprochen hatte, am Abend dort einzutreffen. Obwohl es schon spät am Nachmittag war, so herrschte doch noch eine glühende Hitze. Mein Durst hatte sich durch das stundenlange Sprechen fast bis ins

Unerträgliche gesteigert. Langsam schleppte ich mich auf dem Wege vorwärts. Ich mochte ungefähr die Hälfte meines Weges zurückgelegt haben, als ich am Fuße eines hohen, steilen Berges anlangte, der in seiner ganzen Breite von allem Gehölz entblößt war, so daß ich mich den heißen Sonnenstrahlen schutzlos preisgegeben sah. Fast verzweifelte ich daran, den Berg noch übersteigen zu können; und doch gab es keinen andern Weg, um das Ziel meiner Wanderung zu erreichen. Im Vertrauen auf die Hülfe des Herrn begann ich hinaufzuklettern. Ich hatte jedoch kaum den vierten Teil des Berges erstiegen, als ich fühlte, daß meine Kräfte schwanden. Meine Zunge klebte an meinem Gaumen, schreckliche Schmerzen quälten mich. Allmählich verließen mich meine Sinne; ich glaubte sterben zu müssen. Noch einige Schritte taumelte ich vorwärts und stürzte dann zu Boden. Als ich nach einiger Zeit die Augen wieder aufschlug, erblickte ich gerade vor mir in einer kleinen Höhlung des Felsens — Wasser. Ich traute meinen Augen kaum. Langsam kroch ich hin und schlürfte in langen Zügen das erquickende Naß. Es war leider nicht viel, aber es genügte, um mich von neuem zu beleben. Nach einiger Zeit konnte ich meine Wanderung wieder fortsetzen. Ich kletterte weiter. Nach Verlauf einer Viertelstunde jedoch kehrten die früheren Schmerzen mit erneuter Heftigkeit zurück. Es schien mir, als wenn sich mein Durst nur noch verdoppelt hätte. Wieder sank ich zu Boden, und o Wunder! zum zweiten Male entdeckte ich gerade vor mir eine kleine Höhlung mit Wasser. Mit innigem Dank gegen den Herrn trank ich auch diesen winzigen Behälter leer. Neu gestärkt erhob ich mich, aber es dauerte nicht lange, so fühlte ich denselben qual-

vollen Zustand zum dritten Male wiederkehren. Aber auch dieses Mal ließ mich der Herr, gerade als mir meine Füße den Dienst versagen wollten, Wasser finden, an dem ich meinen Durst löschen konnte.

Ich war gerettet. Der schreckliche Durst kehrte nicht wieder zurück, aber ich konnte auch, so viel ich meine Augen anstrengen mochte, auf meinem ferneren Wege nirgendwo mehr ein Tröpfchen Wasser entdecken. Nichts als kahler, völlig ausgedörrter Boden umgab mich. Um so mehr mußte ich die Güte und Hülfe meines Herrn anstaunen, der mich auf so wunderbare Weise vor dem **qualvollen Tode des Verdurstens bewahrt hatte. Wie** kam es, daß ich jedesmal, wenn ich, von Schmerz und **Erschöpfung überwältigt, zu Boden sank, Wasser finden** mußte, das mir Kraft gab, um meinen Weg fortsetzen zu können? Es war unverkennbar die Hand des Herrn, die in dem nackten Felsen jene kleinen Wasserbehälter für mich aufbewahrt hatte, um mein Leben zu erhalten. So oft ich an jenen Tag zurückdenke, so schloß mein Freund seine Erzählung, muß ich die Treue und Güte des Herrn loben und preisen.

„Lebt Eure Mutter noch?"

Es war Sonntag, und die Bewohner des Städtchens gingen zur Kirche, denn es hatte längst geläutet. Der Kirche gerade gegenüber lag eine Schenke, und davor saß ein Matrose, hatte die Arme über die Brust gekreuzt und blickte, mit der Cigarre im Munde, verächtlich auf die Kirchgänger.

Da kam auch ein Mann des Weges, erblickte den Matrosen und sah ihn einen Augenblick ernst an; auch

der Matrose sah den Fremdling an, und zwar mit einem spöttischen Lächeln, als hätte er sagen wollen: „Du armer Narr, was läufst Du doch in die Kirche! Sieh her, wie ich's mache!"

Der Mann bemerkte dieses Lächeln, blieb stehen und fragte: „Freund, wollt Ihr nicht mit in die Kirche gehen?"

„Nein", brummte der Matrose barsch, wandte sich um und blies den Rauch seiner Cigarre herausfordernd über die Schulter.

Der Mann aber ließ sich nicht abweisen, sondern fuhr fort: „Freund, Ihr müßt böse Tage gesehen haben. — Lebt Eure Mutter noch?"

Der Matrose starrte den Fremden betroffen an und blieb die Antwort schuldig.

„Wenn Eure Mutter hier wäre", sprach jener in erhobenem Tone weiter, „so würde sie sehr traurig sein."

Mit diesen Worten wandte er sich ab und schritt auf die Kirche zu. Der Matrose aber sah starr vor sich hin und saß lange in Gedanken versunken da. Plötzlich aber sprang er auf, warf die Cigarre fort und ging langsam über die Gasse. Einen Augenblick später war auch er in der Kirchenthür verschwunden.

Was mochte in seinem Innern vorgegangen sein? Meine jungen Leser werden es ahnen. Das eine Wort „Mutter" hatte ihn ins Herz getroffen.

Die glückliche Wahl.

In einem früheren Heftchen der „Samenkörner" (Nr. 45) habe ich meinen kleinen Freunden die ernste und traurige Geschichte einer jungen Frau mitgeteilt, welche beabsichtigte, „auch einmal eine Christin zu werden", die aber für ein eitles, nichtiges Vergnügen die ihr in Christo angebotene Gnade Gottes verwarf und dafür „die verhängnisvolle Wahl" der Welt und ihrer Lust traf. Ach! der Tod mit seinem eisigkalten Finger zeigte ihr bald das Thörichte ihres Beginnens, und mit jenem **schrecklichen „zu spät! zu spät!" auf ihren erbleichenden Lippen verließ sie diese Erde, um vor einem gerechten und heiligen Richter zu erscheinen.**

Heute möchte ich meine jungen Leser wieder zu einem Sterbebett führen, aber zu einem Sterbebett, das einen ganz andern Anblick bot, wie das soeben erwähnte. Statt der wilden Verzweiflung und der schrecklichen Seelenangst, die dort unser Herz so tief erschütterte, werden wir einem vollkommnen Frieden und einer ungestörten Freude begegnen — einer Freude, die selbst durch die Nähe des Todes nicht getrübt werden konnte. Statt jenes entsetzlichen Rufes: „Zu spät! zu spät!" werden Töne des Lobes und Dankes unser Ohr erreichen.

Es war in den letzten Tagen des Jahres 1875, als ich zum ersten Male hörte, daß Anna H., die Tochter einer mir bekannten Witwe, krank sei. Ich beschloß, sie sobald als möglich zu besuchen. Eines Morgens machte ich mich auf den Weg nach ihrem kleinen, hübschen Landhäuschen. Nach einem halbstündigen Spaziergang durch die weiten, schneebedeckten Felder und Wiesen erreichte ich das Ziel meiner Wanderung. In der Thüre

des Hauses kam mir die freundliche Besitzerin entgegen und hieß mich herzlich willkommen. Nachdem ich einige Worte mit ihr gewechselt hatte, bat ich sie, mich zu ihrer kranken Tochter zu führen. Gern willfahrte sie meinem Wunsche, und ich sah mich einen Augenblick später an der Seite eines etwa zwanzigjährigen Mädchens mit schönen, regelmäßigen Gesichtszügen. Allein die durchsichtige Blässe ihrer Wangen, der fieberhafte Glanz ihres Auges und der hohle Husten, der von Zeit zu Zeit den zarten Körper erschütterte, sagten mir auf den ersten Blick, daß hier jene schreckliche Krankheit, die schon so manches junge Leben geknickt, bald wieder ein Opfer fordern würde.

Nach einer kurzen Begrüßung ließ ich mich auf einen Stuhl am Kopfende des Bettes nieder und fragte so freundlich als möglich:

„Sie sind wohl sehr krank, meine Liebe, nicht wahr?"

„Ja," erwiderte die Kranke einfach.

„Hoffen Sie nicht, bald wieder besser zu werden?"

„O nein," war die Antwort.

„Wünschen Sie auch nicht, wieder gesund zu werden?"

„Nein."

„Nicht? Sind Sie denn ganz bereit zu gehen, wenn es dem Herrn gefallen sollte, Sie abzurufen?"

Als Zeichen der Bejahung meiner Frage nickte sie leicht mit dem Kopfe.

„Danken Sie dem Herrn dafür!" fuhr ich fort. „Es ist etwas Großes, eine solche Frage bejahen zu können. Allein ich möchte Sie noch etwas fragen: Wissen Sie, daß alle Ihre Sünden vergeben sind?"

Sie nickte wieder.

„Sind sie alle abgewaschen in dem kostbaren Blute Jesu?"

Noch einmal gab sie ihre Zustimmung durch ein Neigen des Kopfes zu erkennen. Ich forschte deshalb weiter:

„So daß Sie jetzt sagen können: „Ich bin errettet?"

Hierauf erhielt ich keine Antwort. Nach einigem Warten begann ich daher von neuem:

„Wenn der Tod in diesem Augenblick seine kalte Hand auf Sie legen würde, oder wenn der Herr Jesus käme, um die Seinigen zu sich zu nehmen, würden Sie dann hinaufgehen in die ewige Herrlichkeit droben, in das Vaterhaus, wo der Herr für alle die Seinigen eine Stätte bereitet hat?"

Da mir von der Kranken wieder keine Antwort zu teil wurde, so wiederholte ich meine Frage und wartete dann gespannt auf eine Erwiderung. Einige Minuten herrschte eine tiefe Stille in dem kleinen Gemach. Endlich öffneten sich die schmalen Lippen und lispelten kaum vernehmbar die Worte: „Ich hoffe es."

„Ach, meine liebe Anna," erwiderte ich, „das genügt nicht. Glauben Sie mir, es ist Satan, der Sie durch eine trügerische Hoffnung zu täuschen sucht. Es ist ihm dies schon bei so vielen Tausenden von Seelen gelungen. Es ist immer sein Bestreben, den Menschen durch Vorspiegelung von allerlei Hoffnungen davon abzuhalten, in Wahrheit sein Seelenheil zu suchen. Die Worte „ich hoffe es," in dem Sinne, wie Sie dieselben eben gebraucht haben, sind nirgendwo in dem Worte Gottes zu finden. Dort ist alles klar und bestimmt. In Ihrem Herzen aber befinden sich noch Zweifel über die Wahrheit dessen, was Sie hoffen; ist es nicht so?"

Sie nickte schweigend.

„Das Wort Gottes aber sagt: „Wer an den Sohn glaubt, hat ewiges Leben.“ (Joh. 3, 36.) Und der Herr Jesus selbst ruft der Volksmenge zu: „Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: wer mein Wort hört und glaubt Dem, der mich gesandt hat, hat ewiges Leben und kommt nicht ins Gericht, sondern er ist aus dem Tode in das Leben hinübergegangen.“ (Joh. 5, 24.) Ferner lesen wir in 1. Joh. 5, 13: „Dieses habe ich euch geschrieben, auf daß ihr wisset, daß ihr ewiges Leben habt, die ihr glaubet an den Namen des Sohnes Gottes.“ Das ist das Vorrecht des Gläubigen in demselben Augenblick, in welchem er zu Jesu kommt. Doch Satan sucht die Seelen davon abzuhalten, diese einfachen und köstlichen Wahrheiten aufzunehmen, weil sie den Herrn Jesum verherrlichen und dem Herzen einen vollkommnen Frieden verleihen.

Ich schwieg einen Augenblick, um den Eindruck zu beobachten, den meine Worte auf die Kranke gemacht hatten. Sie lag still und regungslos da; ihre Hände waren gefalten und ihre Augen halb geschlossen. Sie schien über das Gesagte ernstlich nachzudenken. Nach einem kurzen Stillschweigen hob ich wieder an:

„Ich bin nicht gekommen, meine Liebe, um Sie zu beunruhigen oder aufzuregen, auch nicht, um mit Ihnen über christliche Wahrheiten zu reden; ich weiß, daß Sie darüber genügend unterrichtet sind. Ich bin nur gekommen, um Ihnen den Herrn Jesum vorzustellen; um Ihnen zu sagen, daß Er Sie liebt, und daß es der Wunsch Seines Herzens ist, Sie für immerdar bei sich, in Seiner Herrlichkeit zu haben. Vor allem aber muß ich eine Frage an Sie richten und Sie bitten,

ernstlich über dieselbe nachzudenken, ehe Sie mir eine Antwort geben. Es ist nämlich eine sehr wichtige Frage; sie lautet: „Können Sie sich eines Augenblicks in Ihrem Leben, von den Tagen Ihrer frühesten Jugend bis zu der heutigen Stunde, erinnern, wo Sie mit Gott verkehrt haben in Betreff Ihrer Sünden?"

Ihre großen, glänzenden Augen richteten sich jetzt voll auf mich; große Thränen begannen langsam die bleichen Wangen hinabzurinnen, allein sie gab keine Antwort. Ich wiederholte deshalb meine Frage, und endlich schienen die immer stärker hervorbrechenden Thränen auch ihre Zunge zu lösen. Sie flüsterte nur einige Worte, aber es waren Worte, die Zeugnis ablegten von dem wirklichen Zustand ihrer Seele und hervorkamen aus einem Herzen, das in Wahrheit seine Sündenlast fühlte. Sie lauteten: „Nein, ich kann es nicht."

Denke einen Augenblick über diese wenigen, aber ernsten Worte nach, mein lieber Leser. Siehe, welch eine Decke Satan über die Augen der Kranken gelegt und wie er ihr Gewissen in den Schlaf gelullt hatte, indem er ihr zurief: „Friede, Friede!" während sie doch noch nie den Frieden, welchen Gott durch Jesum Christum verkündigt, kennen gelernt, noch auch die lebendige Wirklichkeit der zweiten Geburt und ihre friedengebende Kraft an sich erfahren hatte. Wohl mochte sie keine andere Antwort auf meine Fragen geben können als: „Ich hoffe es." Wie wahr sind die Worte: „Da ist ein Weg, der einem Menschen gerade erscheint, sein Ende aber sind Wege des Todes." (Spr. 14, 12.)

„Meine liebe Anna," rief ich aus, „sehen Sie jetzt, wie Satan Sie alle die vergangenen Jahre hindurch getäuscht und Sie bis an den Rand des Grabes und

fast bis an die Pforten einer nie endenden Hölle gebracht hat, indem er Ihnen vorspiegelte, daß Sie keinen Heiland nötig hätten? Verstehen Sie jetzt, daß Sie sich nie als eine verlorene Sünderin erkannt haben? Und dennoch ist es nur ein verlorener Sünder, der einen liebenden Heiland nötig hat; im 19. Kapitel des Evangeliums Lukas lesen wir: „Der Sohn des Menschen ist gekommen, zu suchen und zu erretten, was verloren ist." (V. 10.) **Und Gott sei Dank! in jedem Augenblick kann ein verlorner, strafwürdiger Sünder einem** liebenden Heiland begegnen. Aber bedenken Sie wohl: **was Jesus sucht, ist nicht ein guter, moralischer, aufrichtiger oder religiöser Sünder, sondern ein verlorener. Jesus selbst hat erklärt: „Ich bin nicht gekommen,** Gerechte zu rufen, sondern Sünder." (Matth. 9, 13.)

Ich schwieg. Mit gespannter Aufmerksamkeit hatte die Sterbende auf meine Worte gelauscht. Als ich endete, rief sie aus: „O jetzt verstehe ich es! Ich bin eine verlorene Sünderin, aber Jesus ist mein Heiland!"

„Sind Sie denn gewiß, daß Er auch Ihr Heiland ist?" fragte ich.

„O ja, ganz gewiß."

„Und können Sie jetzt sagen, daß Sie errettet sind?"

„Ja, ja," erwiderte sie laut und freudig; „Jesus ist mein Heiland! Ich bin errettet!"

Wir weinten Thränen der Freude zusammen, und es war Freude im Himmel über eine Sünderin, die ihre glückliche Wahl getroffen hatte, und zwar getroffen in einem Augenblick, aber für immer und ewig. Sie war nicht „beinahe", sondern „ganz überredet". Sie hatte sich für Christum entschieden, und, gerecht-

fertigt durch den Glauben an Ihn, hatte sie Frieden mit Gott. (Röm. 5, 1.)

In diesem Augenblick kündigte ein Klopfen an der Thüre des Häuschens neuen Besuch für die Leidende an. Doch sie war so begierig, mehr von dem ihr jetzt so teuren Heilande zu hören, daß sie ausrief: „Ich hoffe, Mutter wird den Besuch nicht einlassen; ich habe früher noch nie so etwas gehört wie heute."

„Ich zweifle nicht daran," erwiderte ich, „daß der Besuch sehr freundlich und liebenswürdig gegen Sie sein würde, allein Sie haben jetzt etwas anderes nötig; **Sie brauchen Nahrung für Ihre Seele. Sie begehren** jetzt noch mehr von Jesu zu hören, denn Er ist das **Brot des Lebens: „und wenn jemand von diesem Brote** isset, so wird er leben in Ewigkeit". (Joh. 6, 48—51.)

Auf ihre Bitte dankten wir dem Herrn gemeinschaftlich für die Gnade, die Er geoffenbart, indem Er der Blinden die Augen geöffnet und ihr in dem Lichte Gottes ihren verlornen Zustand, zugleich aber auch in Seinem Blute ein Heilmittel gezeigt hatte, das völlig genügte, um sie von allen Sünden zu reinigen, sie zu befreien von der Gewalt Satans und der Macht der Finsternis und sie fähig zu machen zu dem Anteil an dem Erbe der Heiligen in dem Lichte. Bald darauf verließ ich sie ganz glücklich und ohne den geringsten Zweifel in ihrer Seele. Späterhin besuchte ich sie noch mehrere Male, aber immer fand ich sie voll Freude und voll Vertrauen. Von Tag zu Tage wuchs ihr Verlangen, abzuscheiden und bei Christo zu sein.

Bei einer Gelegenheit sagte ich zu ihr: „Nun, Anna, wenn es dem Herrn gefallen sollte, Sie noch einmal wiederherzustellen obgleich, menschlich gespro

chen, nicht die geringste Aussicht dazu vorhanden ist; aber bei Ihm ist nichts unmöglich — würden Sie dann wieder in die Welt zurückgehen und Jesu den Rücken kehren?" Ihre entschiedene Antwort bekundete deutlich das „gute Teil", das sie erwählt hatte. Sie hatte mit der Welt, mit ihrer Eitelkeit und Religion, sowie mit sich selbst, mit ihren Hoffnungen und Befürchtungen völlig abgeschlossen. Nur ein Gegenstand erfüllte ihre Gedanken **und ihr Herz, und das war Jesus, der „Ausgezeichnete vor Zehntausenden".**

Am 25. Februar 1876 entschlief sie in völligem Frieden; **sie verließ diese Erde, den Schauplatz der Sünde,** der Trübsale und Leiden, um zu Jesu zu gehen und **für allezeit bei Ihm zu sein.**

Ehe ich diese kurze, einfache Erzählung schließe, möchte ich auch an dich, mein lieber Leser, die ernste Frage richten: **Kannst du sagen, daß es in deinem Leben jemals einen Augenblick gegeben hat, wo du mit deinen Sünden in die Gegenwart Gottes gekommen bist?** Wenn nicht, so bist du „schon gerichtet"; du bist ein willenloser Gefangener und Sklave Satans, und wenn du deine Gemeinschaft mit ihm nicht brichst, so wird derselbe Platz, der für ihn und für seine Engel bereitet ist, auch dein Teil sein. Ich bitte dich dringend, mache es wie Anna H., erkenne deinen verlornen Zustand an und triff wie sie „die glückliche Wahl". Thue es in diesem Augenblick, während du diese Zeilen liesest. Komm, wie du bist, zu Jesu und laß dich erretten. Höre auf Seine eigene gnädige Versicherung: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinauswerfen."

Hast Du Gott lieb?

1.

Wahrlich, eine ernste Frage, selbst wenn sie über die Lippen eines kleinen Kindes kommt. Und das war einmal der Fall, und zwar in einem Postwagen, in welchem sich ein junger Herr befand, der schon zum Oeftern über die langweilige Fahrt geseufzt hatte. Ihm gegenüber saß ein kleines Mädchen auf dem Schoße ihrer Mutter und steckte von Zeit zu Zeit ihr schelmisches Gesichtchen aus dem weißen Spitzenhäubchen hervor, als ob sie dem gähnenden Nachbar die Langweile vertreiben wollte. Es war ein liebliches Kind; bald sang sie leise ein Liedchen vor sich hin, bald plauderte sie mit der Mama über ihre Puppe, über ihr kleines Brüderchen daheim, über den Papa und über hundert andere Dinge; und wenn sie sich endlich in den Arm der Mutter zurückwarf, dann erglänzte ihr Gesichtchen in kindlicher Freude, als wollte sie sagen: „Ach! die Herzschläge der Mama verraten mir's, daß ihr Auge mit zärtlicher Sorgfalt über mich wacht."

Lange Zeit hindurch kümmerte sich der junge Herr nicht um das Treiben der Kleinen. Andere Gedanken schienen sein Herz zu erfüllen. Er war noch jung; das Leben mit seinen trügerischen Hoffnungen, mit seinen vergänglichen Reizen und verlockenden Vergnügungen lag noch vor ihm, und wie die meisten jungen Leute seines Standes schmückte er die nächste Zukunft mit dem Flitterstaat seiner Träumereien aus. Ach! sie vergessen, daß Gott sie über alles dieses einmal zur Rechenschaft ziehen wird. Nichtsdestoweniger aber war er ein Freund der Kinder; und als die Kleine fortfuhr, ihre Liedchen zu

summen, und dabei ihrem stummen Reisegefährten die freundlichsten Blicke zuwarf, da erwachte dieser endlich aus seinen Träumereien, plauderte mit dem muntern Kinde, gab ihr sein Federmesser zum Spielen, trat, während sie ihre Liedchen trillerte, den Takt mit dem Fuße; kurz — bald war zwischen beiden die lebhafteste Unterhaltung im Gange, so daß es dem jungen Herrn durchaus nicht zu gefallen schien, aus den schmetternden Tönen des Posthorns zu vernehmen, daß der Wagen nahe am Ziele sei.

Auch die Kleine gewahrte es. Auf einmal wechselte der Ausdruck in ihrem Gesicht; ihr heiteres Wesen hatte plötzlich dem tiefsten Ernst Platz gemacht; wehmütig gestimmt, als hätte sich ein schweres Gewicht auf ihr Herz gewälzt, ruhte lange ihr ausdrucksvolles Auge auf der Gestalt ihres nun bald scheidenden Begleiters. Da hielt der Wagen vor einem Gasthofe; die Passagiere schickten sich zum Aussteigen an. Jetzt mußte ein Entschluß gefaßt werden; hastig beugte sie sich zu ihrem neuen Freunde hinüber und flüsterte ihm die Worte ins Ohr: „Hast Du Gott lieb?“

Das entstandene Geräusch im Wagen verhinderte den jungen Mann, die Frage zu verstehen. Er zog die Kleine näher an sich; und diese wiederholte jetzt deutlich: „Hast Du Gott lieb?“ Höchst betroffen fuhr der Angeredete zurück; vielleicht hatte nie eine solche Frage sein Ohr berührt. Ohne ein Wort zu erwidern, stieg er aus, blickte noch einmal verlegen das Kind an, welches sich erschrocken im Schoße der Mutter verbarg, und verschwand dann in der Thür des Gasthofes, während der Wagen davonrollte.

2.

Der junge Mann trat in das Gastzimmer; aber ihm war's, als folgte ihm das Kind auf dem Fuße; und unaufhörlich tönte die Frage in seinem Herzen nach: „Hast Du Gott lieb?"

Die rauschenden Töne einer Tanzmusik hallten ihm entgegen. Leute im Sonntagsschmuck rannten lärmend durchs Haus; auf allen Gesichtern glänzte Freude und Entzücken; denn das Städtchen feierte seine Kirmes. Er war kein unerwarteter Gast. Mit fröhlichem Willkommen stürzten ihm von allen Seiten junge Leute entgegen und zogen ihn mit ungestümer Lustigkeit ins Nebenzimmer, wo für Feinschmecker die ausgesuchtesten Speisen bereit standen. Unter maßlosem Jubel empfing man den Eintretenden. Da war alles, was das Auge ergötzen und die Begierden des Gaumens stillen konnte. Gezwungen lächelnd nahm der junge Mann die Begrüßungen seiner ausgelassenen Freunde hin; am liebsten hätte er sich sogleich wieder entfernt; sein Herz fühlte eine Leere wie nie zuvor, und durch all den Lärm, durch all das Gewirre hindurch drängte sich immer wieder die ernste, feierliche Frage an sein Ohr: „Hast Du Gott lieb?"

Er bemühte sich, heiter zu scheinen; er versuchte, sich durch Wein und Gesang zu betäuben — alles umsonst. Das schallende Gelächter, die Witzreden und Narrenteidinge seiner Freunde vermochten nicht den nagenden Wurm von seinem Gewissen zu verscheuchen. Vor seiner Seele stand das liebenswürdige Kind mit ihren ernsten, ausdrucksvollen Augen; und über ihre Lippen drängte sich das Zauberwort: „Hast Du Gott lieb?"

Da tönten wieder vom Saale her die Klänge der Tanzmusik an sein Ohr. Mit Gewalt riß er sich aus

seinem peinlichen Nachsinnen, um in den Reihen der Tänzer die verlorne Ruhe zu suchen. Im Sale angekommen, hüpfte ihm eine bekannte Dame, gehüllt in den Flitter der neuesten Mode, mit freudetrunkenen Blicken entgegen. Jeder Zug ihres schönen Gesichts verriet die Begierde, mit welcher sie die trügerische Freude des Augenblicks einsog. Aber der junge Mann war wie betäubt. Anstatt ihren freundlichen Gruß zu erwidern, schlüpfte unwillkürlich die ernste Frage über seine zitternden Lippen: „Hast Du Gott lieb?"

„Aber," fragte die Dame mit tiefem Erstaunen, indem sie einen Schritt zurücktrat, „was wollen Sie damit sagen?"

„Ach, verzeihen Sie!" bat der junge Mann verwirrt. „Ich erinnerte mich gerade in diesem Augenblick eines liebenswürdigen Kindes, welches vor etwa einer Stunde diese Frage an mich richtete."

„Eine sonderbare Frage!" bemerkte die Dame mit spöttischem Lächeln. „Was mag das Kind dazu veranlaßt haben? Und wie lautete Ihre Antwort?"

„Ich muß beklagen," versetzte der Gefragte, „daß ich nicht darauf vorbereitet war. Ich wußte nichts darauf zu antworten."

Die Freude schien ihn für diesen Abend zu fliehen. Alles um ihn her schwelgte in Lust und Wonne; nur in seinem Herzen brannte ein Feuer, das nicht mehr zu löschen war. Vergeblich bemühte er sich, seiner Laune die Zügel schießen zu lassen; vergeblich strengte er sich an, durch Spiel und Tanz die Mahnungen des Gewissens zu betäuben; mißmutig verließ er endlich den Saal. Seine Freunde schüttelten verwundert den Kopf.

Erschöpft und abgespannt suchte er das Lager. Aber kein Schlaf kam in seine Augen. Die fernen Töne der Tanzmusik, das laute Getöse der Zecher, seine eignen peinlichen Gedanken — alles das quälte ihn unaussprechlich. Stürmisch pochte sein Herz; und als endlich der Schlaf das müde Auge schloß, beunruhigten ihn die ängstlichsten Träume. Wiederholt glaubte er der lieblichen Kleinen gegenüber zu sitzen; und ernst und feierlich drangen die Worte in seine bange Seele: „Hast Du Gott lieb?"

3.

Jahre schwanden. Ein schöner Maitag war's, als ein Mann in den mittlern Jahren, müde und mit Staub bedeckt, durch eine der Straßen einer großen Stadt schritt. Zufällig fiel sein Blick auf das offene Fenster eines hübschen Hauses, in welchem eine Dame stand. Plötzlich blieb er stehen, sann einige Augenblicke nach, wandte dann seine Schritte dem Hause zu und zog hastig die Schelle. Man öffnete, und der Fremde wurde in das Zimmer der von ihm gesehenen Dame geführt.

„Verzeihen Sie meine Zudringlichkeit," entschuldigte sich der Eintretende, „aber seit ich Sie am Fenster gesehen, war mir's unmöglich, meinen Weg fortzusetzen, ohne Sie gesprochen zu haben. Erinnern Sie sich vielleicht, mich einmal flüchtig gesehen zu haben? O ich habe weder Sie, noch Ihr freundliches Töchterlein vergessen können, seit wir vor mehreren Jahren zusammen im Postwagen reisten. Erinnern Sie sich vielleicht, daß die liebe Kleine damals zu mir sagte: „Hast Du Gott lieb?"

Die Dame sann nach; die Worte schienen einen wehmütigen Eindruck in ihrem Herzen hervorzurufen. Endlich sagte sie in einem Tone, dem man die tiefste Bewegung abfühlen konnte:

„O ja, ich erinnere mich dessen noch sehr gut; ich entsinne mich ganz deutlich, daß jene Frage, die mein Kind an einen jeden, der sich mit ihm beschäftigte, zu richten pflegte, Sie augenscheinlich erschütterte."

„Ja, tief erschütterte," wiederholte der Fremde bewegt. „Seitdem ist mir das liebenswürdige Gesicht der Kleinen unvergeßlich geblieben, und ihre Worte haben mich verfolgt auf Schritt und Tritt. Vergeblich suchte ich mich zu zerstreuen; ihr ernster, strafender Blick stand Tag und Nacht vor meiner Seele, und wo ich ging und stand, glaubte ich ihre Frage zu vernehmen. Sollte mich die Kleine wohl noch kennen? Ist sie zu Hause? Darf ich sie sehen? O bitte, führen Sie mich zu ihr. Ich möchte sie noch einmal gern sehen und den Ton ihrer Stimme hören, die Gott gebrauchte, um mein Gewissen aufzuwecken und mich Heil und Frieden in Jesu finden zu lassen."

Sonderbar! Der gute Mann gewahrte bei der Kundgebung seines heißen Verlangens weder das immer blasser werdende Gesicht der Mutter, noch das heftige Zittern ihrer Lippen. Als sie aber, ohne ein Wort zu reden, ununterbrochen das Auge trübe auf den Boden richtete, da kam plötzlich Bangigkeit über ihn. Er ahnte jetzt die Ursache der mütterlichen Trauer und fühlte, auf welch schonungslose Art er die kaum vernarbte Wunde des Mutterherzens aufgerissen hatte. In dem Tone der tiefsten Teilnahme brach er endlich das Schweigen und sagte:

„Ach, Madame! Ist vielleicht das Kind — —"

„Sie ist bei Jesu," erwiderte die Angeredete, den herben Schmerz niederkämpfend. Der Fremde war erschüttert. Die frohe Aussicht, noch einmal seine kleine Freundin sehen und ans Herz drücken zu können, war ihm also versagt. Zwei große Thränen rannen über seine Wangen. Endlich, nach langem Schweigen, erhob sich die Dame und forderte den teilnehmenden Fremden auf, ihr zu folgen. In einem hübschen, kleinen Zimmer lagen verschiedene Gegenstände, die einst dem Kinde gehört hatten; darunter war eine Bibel.

„Hier ist alles, was meine teure Kleine zurückgelassen hat," sagte die still weinende Mutter.

„O nein; das ist nicht alles!" fiel der Fremde gerührt ein. „Ich bin ein Denkmal des Erbarmens Gottes, welcher Ihr liebes Kind gebrauchte, um mich durch jene unerwartete Frage dem ewigen Verderben zu entreißen. Sie ist das Mittel gewesen, um mich von den Wegen der Sünde abzulenken und zu den Füßen Jesu zu führen."

Wieder benetzten die hervorbrechenden Thränen seine gebräunten Wangen. Er hatte wahr geredet. Der Herr hatte ihn nicht nur gerettet, sondern ihn auch berufen, andern das alleinige Heil in Christo zu verkündigen.

Mein lieber Leser! dringt nicht die ernste Frage jenes Kindes auch in dein Herz:

„Hast du Gott lieb?"

Die Felsenbrücke.

Wie den meisten meiner freundlichen Leser bekannt sein wird, giebt es in der Schweiz viele hohe Berge, die sogenannten Alpen. Ein großer Teil derselben ist so hoch, daß ihre Spitzen oft ganz in Wolken gehüllt sind und sich dadurch dem beobachtenden Auge entziehen. Viele von ihnen sind Jahr aus Jahr ein mit Schnee bedeckt, der selbst während des heißesten Sommers nicht verschwindet. Man nennt diese Berge daher Schneeberge und den Schnee den „ewigen Schnee".

Diese hohen Bergriesen steigen nicht, wie die niedrigen Höhenzüge in unsrer Heimat, sanft und allmählich an, sondern ragen oft Hunderte von Fuß steil und senkrecht in die Höhe, so daß es höchst schwierig und gefährlich ist, sie zu erklettern. Kühne, unerschrockene Männer wagen es von Zeit zu Zeit, in jene kalten Schneeregionen hinaufzusteigen. Mit langen, eisenbeschlagenen Alpenstöcken und schweren Schuhen ausgerüstet, begeben sie sich unter der Leitung kundiger Führer auf ihren mühsamen, gefahrdrohenden Weg. Doch schon oft haben sie ihr kühnes Wagnis mit dem Leben bezahlen müssen. Zuweilen führt ihr Pfad unmittelbar am Rande schwindelnder Abgründe vorüber, wo ein einziger Fehltritt, ein leichtes Ausgleiten des Fußes verderbenbringend ist.

Doch es liegt nicht in meiner Absicht, meinen jungen Freunden eine Beschreibung von einer solchen Bergbesteigung zu liefern. Ich wollte sie nur ein wenig mit der Gegend bekannt machen, in welcher die folgende Erzählung spielt. Es war an dem Fuße eines jener gewaltigen Berge, jedoch immer noch einige hundert Fuß

über der Thalsohle, wo die kleine Nelly L. mit ihrem Vater eine ärmliche Hütte bewohnte. Einige hundert Schritte vor der Hütte fiel der Berg plötzlich jäh und steil ab. Nur eine schmale Spalte von etwa 20 Fuß Breite trennte ihn von dem gegenüberliegenden Berge, der ebenfalls von dem Boden der Spalte aus beinahe senkrecht in die Höhe stieg. Lange Zeit hindurch war es den Bewohnern der Hütte sowohl, wie auch ihren Nachbarn nur auf einem weiten Umwege möglich gewesen, die andere Seite der Spalte zu erreichen. Eines Tages jedoch rollte ein gewaltiger Felsblock, der sich von dem einen der beiden Berge losgerissen hatte, mit furchtbarem Krachen hernieder und klemmte sich gerade an der engsten Stelle der Spalte so fest zwischen die beiden Wände derselben ein, daß es schien, als wenn er von Erschaffung der Welt an dort gelegen hätte. Er bildete so eine, wie man glaubte, unzerstörbare natürliche Brücke, über die man gemächlich von der einen Seite zu der andern hinübergehen konnte.

Mehrere Monate lang benutzten die Umwohnenden ohne Furcht diese willkommene Gelegenheit. Allein allmählich entstand das Gerücht, daß der Felsen doch nicht so fest sei, wie man geglaubt habe, und daß er nach und nach anfange, sich zu lockern. Eines Tages verließ Nelly nach ihrer Gewohnheit die Hütte, um vor derselben zu spielen und Blumen zu suchen. Als sie dies leid wurde, begann sie munter den Berg hinanzuklettern, da sie auf einem vorspringenden Felsen die flinken Geisen ihres Vaters bemerkt hatte, die dort ihr spärliches Futter suchten. Unterwegs begegnete sie einigen Landleuten, die laut sprechend den Berg herabkamen. Sie blieb einen Augenblick stehen und hörte zu ihrem Schrecken einen der

Männer sagen, daß die steinerne Brücke in der Nähe der Hütte ihres Vaters nicht mehr sicher sei, da der Felsblock durch den heftigen Sturm, der in der vergangenen Nacht gewütet habe, vollends gelockert worden sei und nur des geringsten Stoßes bedürfe, um in die Tiefe zu stürzen.

Sogleich eilte Nelly in ihre Hütte zurück, und als ihr Vater am Abend von seiner Arbeit heimkehrte, lief sie ihm mit den Worten entgegen: „Vater, gehe nicht mehr über den Felsen; die Leute sagen, daß er nicht mehr sicher sei und bei der nächsten Gelegenheit hinabstürzen werde!“

„Narrheit! Unsinn!“ erwiderte der Angeredete. „Die Brücke ist noch ebenso sicher wie auch früher. Laß die Leute nur sprechen, was sie wollen! Ich muß heute Abend noch hinüber.“

„Ach, Vater, thue es nicht!“ bat die Kleine ängstlich. „Sie könnte doch einstürzen, wenn Du hinübergingst, und dann wärest Du verloren!“

„Unsinn!“ wiederholte der Vater noch einmal. „Ich muß heute Abend noch hinüber. Sei nur nicht bange; es ist alles in Ordnung.“

Nelly schwieg einige Augenblicke nachdenklich. Plötzlich sagte sie: „Vater, ich würde Dich so gern heute Abend begleiten, wenn Du ausgehst. Willst Du mich wohl mitnehmen?“

Nelly war der Liebling ihres Vaters, und er hatte sie sehr gern bei sich. Er sagte daher: „Ja, wenn Du es so gern willst, magst Du mitgehen, obwohl es ziemlich spät werden wird, ehe wir zurückkehren. Doch laß uns jetzt in die Hütte gehen und zu Abend essen. Nachher wollen wir dann sogleich aufbrechen.“

Das einfache Abendessen war bald verzehrt. Die

Kleine zeigte nur wenig Appetit und war gegen ihre Gewohnheit auffallend still. Nachdem das Eßgeschirr wieder gereinigt und an seinen Platz gestellt war, machten sich Vater und Tochter auf den Weg. Es begann bereits zu dunkeln. Nelly schritt eine kurze Zeit stillschweigend an der Seite ihres Vaters, der sie sorgfältig an der Hand leitete, einher. Plötzlich fragte sie in bewegtem Tone:

„Vater, wenn Du vielleicht bald sterben würdest, wüßtest Du dann, wohin Du gingest?"

„Ich weiß es wirklich nicht," antwortete der Gefragte, einigermaßen verwundert.

„Aber Vater, wenn Du heute Abend stürbest, würdest Du dann in den Himmel gehen?"

„Ja, ich denke es wohl," erwiderte dieser, da er sein Töchterchen gern beruhigen wollte.

„Ich weiß, daß ich in den Himmel gehe, wenn ich sterbe," fuhr die Kleine fort; „denn in der Bibel steht, daß der Herr Jesus für meine Sünden gestorben ist, und daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren geht, sondern errettet wird. Der Herr Jesus hat mir alle meine Sünden vergeben, und deshalb werde ich in den Himmel gehen, um für allezeit mit Ihm zu leben."

Der Vater antwortete nichts. In diesem Augenblick bogen sie um einen Felsenvorsprung und sahen die gefährliche Brücke vor sich liegen. Nelly blieb stehen und sagte, indem sie ihren Vater mit ihren treuen Augen bittend anblickte:

„Vater, willst Du mir etwas versprechen?"

„Was denn, mein Kind?" fragte dieser, seltsam bewegt.

„Willst Du ein paar Minuten hier stehen bleiben, während ich ein wenig vorausgehe?"

„Wozu denn das, mein Liebling?"

„Willst Du es mir versprechen?" fragte die Kleine dringender.

„Ja Nelly, ich will es Dir versprechen, wenn Du es durchaus so haben willst. Ich begreife aber gar nicht — —" Doch schon war die Kleine hinweggeeilt. Höchst verwundert über das seltsame Gebahren seiner Tochter folgte er ihr mit den Augen. Was mochte sie eigentlich vorhaben?

Mit schnellen Schritten eilte Nelly der Brücke zu. Jetzt hatte sie dieselbe erreicht. Vorsichtig setzte sie zuerst

den einen, dann den andern Fuß auf dieselbe. Aber ach! kaum hatte sie den ersten Schritt gethan, als sich der gewaltige Felsblock plötzlich zur Seite neigte und im nächsten Augenblick mit lautem Getöse in die Tiefe stürzte.

Der Vater, der dem schrecklichen Vorgang von ferne zugesehen hatte, stand einen Moment wie versteinert. Dann stieß er einen gellenden Wehruf aus und eilte mit geflügelten Schritten der Unglücksstätte zu. Verzweifelnd warf er sich an dem Rande des Abgrundes auf den Boden nieder und rief sein geliebtes Kind mit den zärtlichsten Namen. Aber ach! er erhielt keine Antwort. Die Kleine lag zerschmettert auf dem Boden des Abgrundes. Der Felsblock hatte sie in seinem Fall begraben. Welche Gefühle das Herz des armen, unglücklichen Vaters in diesem Augenblick bestürmten — wer wäre imstande, das zu beschreiben! Lange Zeit lag er regungslos und starrte mit wilden Blicken in die dunkle Tiefe, in welcher sein Liebling verschwunden war. Es war schon völlig Nacht, als er sich endlich erhob und mit unsichern Schritten seiner Hütte zuwankte. Kein freundliches Willkommen drang ihm wie sonst daraus entgegen. Alles war öde und still — erschreckend still. Ach! die kleine, freundliche Nelly, die durch ihre stete Munterkeit die ärmliche Hütte wie ein Sonnenstrahl erhellt hatte, war nicht mehr. Sie schlief tief unten in der Felsenspalte jenen langen Schlaf, aus welchem nur die Stimme des Herrn zu erwecken vermag. Aber ihre Seele war bei Jesu, bei Ihm, den sie geliebt hatte. Sie hatte sich willig für ihren Vater aufgeopfert, da sie wußte, daß er noch nicht den Herrn Jesum kannte. Sie hatte mit Freuden ihr junges Leben hingegeben, um das seinige zu retten.

Welch eine Liebe! höre ich meine kleinen Leser ausrufen. Ja, wahrlich, Nellys Liebe zu ihrem Vater war wunderbar, sie war stärker als der Tod. Doch so groß sie auch sein mochte, ich kenne Einen, der eine noch größere und unbegreiflichere Liebe an den Tag gelegt hat. Wißt ihr, wen ich meine? Es ist der Herr Jesus, der Sohn Gottes. Er verließ nicht eine ärmliche Hütte, um für den Menschen in den Tod zu gehen, sondern Er kam hernieder aus der himmlischen Herrlichkeit, aus dem Schoße des Vaters, und nahm Knechtsgestalt an. Und Er starb nicht für einen Freund oder für jemanden, der Ihn zärtlich liebte, sondern Er vergoß Sein kostbares Blut für Seine Feinde, für verlorne Sünder, für Hassenswürdige, ja, für Seine Mörder. Und Sein Tod war ein viel schrecklicherer als derjenige der kleinen Nelly. Er starb auf dem Kreuze, an dem Fluchholze, verlassen von Seinem Gott und verhöhnt und verspottet von seiten der Menschen. Er trug unsre Sünden, ja, Er, der Heilige, Unschuldige und fleckenlos Reine, ward für uns zur Sünde gemacht. Ist das nicht eine noch weit wunderbarere Liebe?

Was würdet ihr von dem Vater der kleinen Nelly gedacht haben, wenn er kalt und gleichgültig von der Unglücksstätte nach seiner Hütte heimgewandert wäre und kaum einen Blick nach dem Orte geworfen hätte, wo seine heldenmütige Tochter aus Liebe zu ihm einen so schrecklichen Tod gefunden hatte? Würdet ihr nicht sagen, daß er der undankbarste und gefühlloseste Mensch sei, den es auf der ganzen Welt gebe? Ich bin überzeugt, daß ihr so urteilen würdet. Aber habt ihr auch schon daran gedacht, daß ihr dadurch über euch selbst das Urteil sprecht? Legen nicht die meisten von euch eine noch viel

größere Undankbarkeit und Gefühllosigkeit an den Tag? Gehen nicht die meisten von euch Woche für Woche, Monat für Monat, Jahr für Jahr dahin, ohne sich um den Herrn Jesum zu bekümmern, ohne ein einziges Mal nach Ihm zu fragen? Und doch hat Er euch so unaussprechlich lieb und will euch so gern glücklich machen. Er hat alles gethan, ja, Er ist vor dem Schrecklichsten nicht zurückgeschreckt, um euch zu erretten und vor dem ewigen Verderben zu bewahren. Immer wieder läßt Er euch einladen, doch zu Ihm zu kommen und euch Ihm zu übergeben. Immer wieder klopft Er an euern Herzen an und begehrt **Einlaß. Wollt ihr Ihm nicht öffnen? Wollt ihr** noch länger in eurer Gleichgültigkeit und Gefühllosigkeit vorangehen und dadurch Sein liebevolles Herz auf das tiefste verwunden? Ach, thut es nicht! Wendet euch zu Ihm! Er ist jeden Augenblick bereit; Seine Arme sind weit geöffnet, um euch aufzunehmen. Er möchte euch so gern alle eure Sünden vergeben und euch von dem ewigen Verderben, von der Macht Satans und von der Herrschaft der Sünde befreien. „Kommet denn und lasset uns mit einander rechten, spricht Jehova. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.“ (Jes. 1, 18.) „Kommet her zu mir, alle ihr Mühseligen und Beladenen, und ich werde euch Ruhe geben. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir, denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen; denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht.“ (Matth. 11, 28—30.) „So sind wir nun Gesandte für Christum, als ob Gott durch uns ermahnte. Wir bitten an Christi Statt: Laßt euch versöhnen mit Gott!“ (2. Kor. 5, 20.)

„Und wen da dürstet, der komme; wer da will, nehme das Wasser des Lebens umsonst.“ (Offbg. 22, 17.)

Wollt ihr nicht kommen?

Die Macht der Versuchung.

Eines Sonntag Abends lagen zwei kleine Knaben, Karl und Georg, friedlich neben einander in ihren Bettchen und unterhielten sich in kindlicher Weise über das, was die Mutter ihnen soeben erzählt hatte. Das Gehörte schien ihre Gedanken völlig in Anspruch zu nehmen. Den Gegenstand ihres Gesprächs bildete der schöne Garten Eden, in welchem Adam und Eva zuerst eine so glückliche Zeit verlebt hatten, bis Eva durch die Schlange versucht wurde und fiel und auch Adam überredete, ungehorsam zu sein und von der Frucht des Baumes zu essen, den sie nach dem Gebot Gottes nicht hätten anrühren sollen.

„Welch ein schöner Ort muß doch dieser Garten gewesen sein!“ sagte Georg, der jüngere der beiden Knaben; „und wie schade, daß Eva von der Frucht nahm und aß! Wenn sie es nicht gethan hätte, würden wir vielleicht noch dort sein.“

„Ich hätte sicher jenen einen Baum nicht angerührt,“ meinte Karl, „wenn ich so viele andere Früchte gehabt hätte. Ich begreife gar nicht, wie die Eva so thöricht sein konnte. Es wäre doch so leicht gewesen, gar nicht in die Nähe des Baumes zu gehen; dann würde sie auch gewiß nicht die Frucht berührt haben.“

Noch längere Zeit unterhielten sich die Kinder in dieser Weise, bis der Schlaf sie endlich übermannte und sie den Garten Eden, Eva und ihre Sünde vergessen ließ.

Frau R., die Mutter der beiden Knaben, eine freundliche, gottesfürchtige Frau, saß [illegible] Vorzimmer und hörte durch die halbgeöffnete Thür [illegible] es Wort jener kindlichen Unterhaltung. Sie lächelte über die entschiedene Sprache Karls, denn sie wußte, wie schwierig ja, unmöglich es ist, einer Versuchung zu widerstehen, wenn wir auf unsre eigne Kraft vertrauen und nicht in Gott unsre Stärke suchen.

Einige Tage später kamen Karl [illegible] Georg mit trüben Gesichtern zu ihrer Mutter. Draußen herrschte ein kaltes, unfreundliches Wetter; der Regen schien gar nicht mehr aufhören zu wollen. Wie langweilig das ist für ein paar so muntere Knaben, wie die beiden waren, werden meine jungen Leser selbst am besten beurteilen können. Lange hatten sie zusammen gespielt; aber endlich langweilte sie alles, was sie anfangen mochten. Ganz verdrießlich wandten sie sich mit der Frage an die Mutter, was sie thun sollten. „Willst Du nicht so gut sein, Mama," fragte Karl, „und uns einige von Papas Büchern geben, die in dem großen Schrank im Vorzimmer stehen?"

Frau R. war bereit, ihren Wunsch zu erfüllen, unter der Bedingung jedoch, daß sie sich ruhig hinsetzen und die Bücher nicht verderben wollten. Bereitwillig versprachen beide, ihr Bestes zu thun; und da sie schon früher einmal die Bücher besehen und sie sorgfältig in acht genommen hatten, so erhob sich Frau R., um den Bücherschrank zu öffnen. Jubelnd folgten ihr die Knaben. „Ihr dürft alle Bücher herausnehmen," sagte sie dann, während sie aufschloß, „nur die, welche auf dem obersten Brett stehen, dürft ihr nicht anrühren." Hierauf verließ sie das Zimmer, und einige Augenblicke später saßen

Karl und Georg in der Nähe des Feuers, ein jeder mit einem interessanten Buche auf dem Schoße.

Eine Stunde oder zwei mochten vergangen sein. Tiefe Stille herrschte in dem Zimmer. Man hörte keinen Laut als das Knistern der Blätter, welche die eifrig lesenden Knaben von Zeit zu Zeit umwandten. [illegible] Georg auf, schlug sein Buch zu und stellte [illegible] en Ort. Dann begann er, nach einem [illegible] Einen Band nach dem andern nahm er zur [illegible], [illegible] er fand lange nichts, was ihm gefiel oder wa[illegible] er nicht bereits früher gelesen hatte. Endlich stieg er auf einen Stuhl, um die Titel auf den Rücken der höher stehenden Bücher besser lesen zu können. Plötzlich fiel sein Auge auf das oberste Gefach des Schrankes. Ach, welch hübsche Bücher standen dort an einander gereiht! Rote und grüne wechselten mit blauen und braunen ab. Ei, das mußten interessante Bücher sein Warum mochte die Mutter wohl verboten haben, gerade diese schönen Bände anzurühren?

„Karl!" rief Georg im nächsten Augenblick. Allein dieser war so sehr in sein Buch vertieft, daß er erst aufschaute, nachdem sein Bruder mehrere Male laut seinen Ruf wiederholt hatte. Endlich erhob er seinen Kopf und fragte etwas ärgerlich, was er denn eigentlich von ihm wolle.

„Was meinst Du wohl, Karl," fragte Georg jetzt, „warum Mama uns nicht erlauben will, die schönen Bücher da oben zu lesen?"

„O ich denke, sie werden nur für ältere Leute bestimmt sein," war die kurze Antwort; und wieder senkte sich der kleine Kopf auf das Buch herab.

„Aber so komm doch einmal her und sieh," fuhr Georg fort; „sie sind alle so wunderschön eingebunden,

gerade wie unsre Lieblingsbücher. Und weißt Du, Papas Bücher sehen gewöhnlich sehr häßlich aus. Komm nur einmal her!"

Karl ließ sich endlich bewegen, stand auf und ließ sein Auge an der verbotenen, aber so verführerischen Reihe vorüberwandern.

„Was? sehe ich recht?" rief er plötzlich. „Da steht ja der „Robinson Krusoe"! Ach, Georg, das Buch möchte ich gern haben. O es ist so wunderschön. Es handelt von einem Manne, der an einer einsamen Insel Schiffbruch litt und lange Jahre allein dort lebte, bis er endlich von einem vorüberfahrenden Schiffe entdeckt wurde und so wieder in seine Heimat gelangte. Das müssen wir herunterholen; denn sicher hat Mama dieses Buch nicht gemeint, als sie uns verbot, die Bücher dort oben zu lesen."

„Sie sagte aber," erwiderte Georg zögernd, „wir dürften keines von den Büchern auf dem obersten Brett anrühren."

„Ja, das ist wahr; aber wenn Mama gewußt hätte, daß Robinson Krusoe sich auch unter der Zahl jener Bücher befände, so würde sie uns sicher erlaubt haben, es herunterzunehmen. Das weiß ich ganz gewiß. — Die Frage ist nur, wie wir es in unsern Besitz bekommen sollen. Ich kann nicht so hoch hinaufreichen." Und Karl blickte im Zimmer umher, ob sich nirgendwo etwas finden ließe, das ihn aus seiner Verlegenheit befreien könnte.

„Ich hab's," rief er nach einigen Augenblicken vergeblichen Nachdenkens. „Wir schieben den Tisch an den Bücherschrank heran. Dann setzen wir einen Stuhl auf den Tisch und, während ich ihn festhalte, kletterst Du hinauf, Georg, und reichst mir das Buch."

„Nein, nein, das thue ich nicht," erwiderte der Kleine ängstlich. „Ich bin bange, ich möchte fallen."

„Du kleiner Feigling!" lachte Karl; „Du bist gerade so furchtsam wie ein Mädchen. Meinetwegen halte Du die Beine des Stuhles fest, und dann will ich hinaufsteigen."

Gesagt, gethan. Der Tisch war im Nu herbeigerückt, der Stuhl mit leichter Mühe hinaufgehoben, und ehe Georg sich noch recht besinnen konnte, stand Karl schon oben. „Nimm Dich in acht, Karl," rief der Kleine ängstlich, „daß Du nicht fällst!"

„Unsinn!" erwiderte Karl, „wie sollte ich fallen? Siehst Du, hier habe ich meinen Robinson Krusoe schon," und mit dem hübschen Buche in der Hand wandte er sich zur Seite, um seinen hohen Standort zu verlassen. Wie es nun kam, — ob sein Fuß ausglitt, oder ob der kleine Georg den Stuhl nicht ordentlich festhielt — kurz und gut, als Karl sich anschickte, auf den Tisch herabzusteigen, fiel er plötzlich samt dem Stuhl mit einem solchen Gepolter zur Erde, daß das Haus erdröhnte. Georg schrie vor Schrecken laut auf; die Magd kam voller Angst aus der Küche heraufgelaufen, um zu sehen, was geschehen war, und trat gerade ins Zimmer, als Karl, der sich glücklicherweise nicht ernstlich verletzt hatte, sich vom Boden aufraffte. Da sie natürlich nicht wußte, wie unartig die Knaben gewesen waren, so fragte sie Karl in teilnehmendem Tone, ob er sich auch nicht wehe gethan habe. In diesem Augenblick erschien Frau R., die ebenfalls durch das ungewöhnliche Geräusch herbeigelockt worden war, in der Thüre des Zimmers. Ein Blick zeigte ihr, was sich zugetragen hatte.

Der vor dem Bücherschrank stehende Tisch, der

Stuhl, der noch mit den Füßen nach oben am Boden lag, die schamroten, verlegenen Gesichter der beiden Knaben — alles redete eine nicht mißzuverstehende Sprache. Frau R. wußte, daß ihre Söhne ungehorsam gewesen waren, selbst wenn nicht das Buch in Karls Hand und die Lücke auf dem obersten Gefach des Bücherschrankes zu deutliche Beweise ihrer Schuld abgegeben hätten. Die Entdeckung, daß ihre beiden Knaben das Vertrauen nicht verdienten, welches sie in dieselben gesetzt hatte, schmerzte sie tief. Zur Strafe für ihren Ungehorsam schickte sie Karl und Georg unverzüglich zu Bett und sagte ihnen zugleich, daß sie einen ganzen Monat lang kein Buch aus Papas Bücherschrank erhalten würden.

Betrübt schlichen die beiden kleinen Missethäter in ihr Schlafzimmer. Bevor sie sich schlafen legten, sprach die Mutter noch einiges mit ihnen über die Sünde, welche sie nicht nur gegen sie, sondern auch gegen Gott begangen hätten, der gesagt hat: „Ihr Kinder, gehorchet euern Eltern in allem!“ — „Kannst Du es jetzt ein wenig besser begreifen, Karl,“ fragte sie zum Schluß, „wie Eva versucht wurde, ungehorsam zu sein, und der Stimme des Versuchers Gehör gab und deshalb aus dem schönen Garten Eden vertrieben wurde?“

Karl errötete tief; denn plötzlich erinnerte er sich der Unterhaltung vom vergangenen Sonntag Abend. Es fiel ihm ein, wie bestimmt er versichert hatte, daß er, wenn er an Evas Stelle gewesen wäre, gewiß nicht von der verbotenen Frucht gegessen haben würde. „Ich wußte nicht, Mama,“ erwiderte er endlich leise, „warum Du uns verboten hattest, jene Bücher anzurühren.„

„Ganz recht, Karl. Allein Eva wußte auch nicht genau, weshalb sie den einen Baum nicht anrühren

Samenkörner (Alte Folge) 10

sollte. Ich habe euer Gespräch am Sonntag Abend belauscht, und da ich weiß, wie leicht wir geneigt sind, der Sünde die Herrschaft über uns zu erlauben, so beschloß ich, euch zu prüfen, ob ihr wirklich so stark wäret, der Versuchung zu widerstehen, wie ihr glaubtet. Die Bücher auf dem obersten Gefach des Schrankes sind alle sehr interessant; allein ich verbot es euch, sie anzurühren, weil es zu gefährlich für euch war, so hoch zu klettern."

„Aber konntest Du sie denn nicht herunternehmen, Mama?" fragte Georg in treuherzigem Tone.

„Gewiß konnte ich das; allein es war mein Plan, auf diese Weise zu untersuchen, ob euch mein Wunsch genügen würde, um die interessanten Bücher nicht anzurühren." Mit diesen Worten verließ Frau R. das Zimmer.

„Ach, wie sehr wünschte ich jetzt, daß wir die Bücher nicht berührt hätten!" sagte Georg zu seinem Bruder, als sie allein waren. „Aber ich trage die Schuld an allem; ich habe Dich verleitet, Karl."

„Nein," erwiderte Karl; „Du batest mich nur, einmal hinzusehen. Aber ich war es, der sogleich beschloß die Bücher herunterzuholen. Ach, ich habe es gerade so gemacht wie Eva, und doch habe ich sie für so thöricht gehalten!"

Die beiden kleinen Knaben vergaßen die Lektion, die sie erhalten hatten, nicht so bald wieder. Sie begannen nach und nach zu verstehen, daß sie in sich keine Kraft hatten, der Versuchung zu widerstehen, sondern daß sie allein durch die Hülfe Gottes vor der Sünde bewahrt bleiben konnten. — Möchten doch auch meine jungen Leser diese heilsame Wahrheit kennen lernen, und möchten sie vor allen Dingen ihre Zuflucht zu Jesu nehmen, um durch Ihn vor der Sünde und vor dem Bösen bewahrt zu bleiben!

Samenkörner (Alte Folge) 10

Eine Ceder vom Libanon.

„Der Gerechte wird sprossen wie ein Palmbaum, wie eine Ceder auf dem Libanon wird er emporwachsen.“ (Ps. 92, 12.)

Der rufende Heiland.

O welch süßes Gnadenwort
Tönet aus des Heilands Munde!
Hört es doch an jedem Ort,
Lauschet auf die Friedenskunde:

„Kommt zu mir, ihr Sünder, kommt!
„Ich nur kann euch Frieden geben.
„Ich allein weiß, was euch frommt;
„Ich geb' euch das ew'ge Leben.

„Kommt, ihr Müden, kommt zu mir,
„Kommt, ihr, die mit Sünd' beladen!
„Ruh', Vergebung findet ihr,
„Alles, alles nur aus Gnaden.

„Kommt zu mir mit euerm Schmerz!
„Ich nur kann von Sünden heilen.
„Kommt für immer an mein Herz!
„Ewig sollt ihr bei mir weilen.

„Nehmt mein Joch und meine Last!
„Meine Kraft wird euch nicht fehlen.
„Bei mir hält das Herze Rast,
„Finden Ruhe eure Seelen."

So spricht Jesus. — Seine Treu',
Seine Lieb' und reiche Gnade
Ruft den Sünder stets auf's neu'
Von des Todes breitem Pfade.

Jetzt noch ist die rechte Zeit,
Ruhe für das Herz zu finden;
Heute noch ist Er bereit,
Zu befrei'n von allen Sünden.

Komme drum, wer kommen kann,
Elend, sündig, fluchbeladen!
Jesus nimmt die Sünder an!
Alle, alle sind geladen.

Geben ist seliger als nehmen.

1. Die Zauberlaterne.*)

„Nein, wir werden das hübsche Ding nie bekommen," riefen drei Kinderstimmen zu gleicher Zeit. „Wir werden es nie bekommen; denn unser Taschengeld reicht bei weitem nicht aus."

Und drei kleine Gesichter, welche den drei Geschwistern Charlotte, Eduard und Minna angehörten, warfen sich trostlose Blicke zu. Sie saßen in der Kinderstube, und der Gegenstand ihrer Unterhaltung fesselte so sehr ihre Gedanken, daß der kleine Wilhelm sie vergeblich zu einem Spiele aufforderte, und die noch kleinere Louise wacker darauf los schrie, weil sie sich erfolglos anstrengte, die langen Locken Charlottens zu ergreifen und deren Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Da unsre Drei dem stürmischen Verlangen der beiden Kleineren nichts als tiefe Seufzer entgegensetzten, richtete

*) Eine Zauberlaterne ist ein mit einem Hohlspiegel und mehreren erhabenen Gläsern versehener Apparat, mit welchem man in einem dunkeln Zimmer an einer Wand kleine Bilder in riesenmäßiger Größe darstellen kann.

endlich Gertrud, die Wärterin, ihre Blicke auf sie und sagte halb lachend: „Was habt ihr denn eigentlich, Kinder?“

„Wir werden nie so viel zusammenbringen,“ wiederholte Charlotte in traurigem Tone.

„Was werdet ihr nicht zusammenbringen?“ fragte die Wärterin.

„Höre, Gertrud, wir wollen Dir's erzählen; nur darfst Du nichts davon sagen,“ fuhr jene fort. „In einem Ladenfenster auf der Hochstraße steht eine hübsche Zauberlaterne mit allem Zubehör; und Eduard, Minna und ich möchten gern das Ding haben. Aber denke Dir, Gertrud, der Ladenbesitzer fordert drei Thaler dafür; und wir haben in unsern Sparbüchsen zusammen kaum einen Thaler. Ach, welch ein Vergnügen würde uns solch ein Spielzeug machen!“

„Ich auch einen großen Thaler habe,“ rief der kleine Wilhelm dazwischen.

„Und,“ fuhr Charlotte, fürchtend, daß Eduard ihr zuvorkommen möchte, mit großer Hast fort — „wenn es dann dunkel im Zimmer würde, so ließen wir allerlei Gestalten an den Wänden umherspazieren. Riesen, Zwerge, Soldaten, Tänzer, kurz alles, was wir wollten, könnten wir dann im Nu hervorzaubern.“

„Wird das nicht hübsch sein?“ unterbrach Eduard mit lebhafter Geberde. „Und Du sollst sehen, Gertrud, Du wirst vor Furcht in die Ecke kriechen, und der kleine Wilhelm wird Augen machen, so groß wie ein Thalerstück, und die kleine Louise wird ihre Händchen ausstrecken und nach den Zaubermenschen greifen wollen. Hahaha!“

„Aber woher bekommen wir das Geld? Ich hätte wohl große Lust, den Großvater darum zu bitten.“

„Warum willst Du denn Deine Mutter nicht darum bitten?“ fragte die Wärterin.

„Weil Mama, als sie uns neulich das Schaukelpferd kaufte, gesagt hat, daß wir jetzt auf lange Zeit hinaus keine Geschenke mehr erwarten dürften,“ berichtete Charlotte. „Aber vielleicht weiß sie einen Ausweg. Komm, Eduard, wir wollen zu ihr gehen.“

In diesem Augenblick ließ sich der Klang einer kleinen Glocke hören, die zum Abendtisch einlud; und nachdem die zerstreut umherliegenden Spielsachen ein wenig in Ordnung gebracht waren, verließen alle die Kinderstube. **Doch bevor wir ihnen ins Familienzimmer folgen, wird es dem jungen Leser erwünscht sein, etwas Näheres über die kleinen Helden unsrer Erzählung zu hören.**

Charlotte war das älteste von fünf Kindern. Herr Seibel, ihr Vater, war Advokat und wohnte mit seiner Familie schon so lange in der Stadt C., als sich Charlotte dessen zu erinnern wußte. Und das gute Mädchen meinte, das sei schon lange her, obwohl sie erst kürzlich das zwölfte Jahr vollendet hatte. Die Eltern besaßen ein hübsches Haus mit einem anstoßenden Garten und Felde; und die Kinder hatten eine Menge Spielsachen, welche viele meiner jungen Leser nicht einmal dem Namen nach gekannt haben würden, die es aber dennoch nicht vermochten, ihre kleinen Herzen zufrieden zu stellen. Denn, wie wir gesehen haben, hatten die drei Kleinen soeben noch etwas entdeckt, was sie durchaus haben zu müssen glaubten.

Wie viele ihres Gleichen, so hatte auch Charlotte, wenn es nicht nach ihrem Kopfe ging, ihre Launen; aber unter der Pflege einer liebenden Mutter hatte sie in etwa ihr böses Herz kennen gelernt und wünschte

lebhaft, artig und freundlich zu sein. Eduard war ein Knabe von guter Gemütsart, wie man zu sagen pflegt; aber er war auch ein wenig wild und stürmisch, wie die Wärterin meinte. Minna war klein und schwächlich gebaut, machte bei ihrem Spiel eben nicht viel Lärm und saß oft lange in einer Ecke und sah träumerisch vor sich hin; aber zu Zeiten zeigte auch sie ihren Eigenwillen und ihren Eigensinn. Doch alle drei waren nicht wenig stolz auf ihr jüngstes Geschwisterpaar und stets bereit, mit diesen beiden Lieblingen ein heiteres Spiel zu treiben, mit ihnen zu plaudern und sie in allerlei Dingen, in guten und bösen, zu unterweisen.

Das waren also die jugendlichen Bewohner der Kinderstube im Hause des Advokaten Seibel. Sie glichen einem Gärtchen, in welchem das Unkraut immer mehr zu wuchern droht, während eine freundliche Gärtnerin emsig bemüht ist, den Boden umzugraben und guten Samen auszustreuen. Und diese Gärtnerin war Frau Seibel, die den Herrn Jesus kannte, und deren Freude es war, ihre Kinder unter Gebet in der Zucht und Ermahnung des Herrn zu erziehen. Welch ein Segen, eine solche Mutter zu haben!

Vater und Mutter saßen bereits am Abendtisch. Aber man merkte es den drei Geschwistern an, daß es ihnen unmöglich war, länger vor den Eltern einen Gegenstand zu verbergen, auf welchen in diesem Augenblick ihr ganzes Sinnen gerichtet war; und kaum war von seiten der Mutter nur ein geringer Anstoß gegeben, so war die Sehnsucht nach der Zauberlaterne in dem Laden auf der Hochstraße schon ein geoffenbartes Geheimnis. Und als schließlich Charlotte die Frage an die Mutter richtete: „Was sollen wir thun?“ da legte

Eduard in gespannter Erwartung sein Butterbrot nieder und lauschte mit sichtlicher Aengstlichkeit der Antwort entgegen.

„Ihr habt gehört, Kinder," begann die Mutter nach einer Pause, „daß ihr vor der Hand keine Geschenke mehr erwarten dürft. Papa und ich können euch nichts mehr kaufen; darum wünschte ich, daß ihr sowohl mit den Spielsachen als auch mit dem Gelde etwas sorgfältiger umginget. Wenn ihr drei größern Kinder dies thun werdet, dann sehe ich nicht ein, warum ihr nicht aus eurer eignen Sparbüchse über kurz oder lang die Zauberlaterne bezahlen könntet. Es versteht sich dann allerdings von selbst, daß ihr während eines ganzen Monats auf alle Arten von Leckereien verzichten müßt," setzte sie lächelnd hinzu. „Ich kann euch nur versprechen, daß, wenn ihr im Besitz der Laterne seid, Papa und ich in euer Zimmer kommen und das Wunderding ansehen wollen."

„Aber, Mama," bemerkte Charlotte, „wenn wir einen ganzen Monat warten, so wird die Laterne verkauft sein; und dann ist all unser Sparen umsonst."

„In dieser Hinsicht," fuhr die Mutter fort, „könnt ihr ganz ruhig sein. Denn wenn ihr die drei Thaler zusammengespart habt, dann will ich's übernehmen, euch die Zauberlaterne zu verschaffen, das heißt, wenn ihr dann noch darnach verlangt."

„O danke, danke, Mama!" rief Charlotte erfreut. „O gewiß, wir werden auch dann noch darnach verlangen. Nicht wahr, Eduard?"

Jetzt eilten die Kinder in ihr Zimmer zurück und strengten ihre kleinen Köpfe an, um eine genaue Berechnung aufzustellen. Sie untersuchten noch einmal

sorgfältig ihre Sparbüchsen und zählten glücklich einen Thaler zusammen. Da nun der Großvater wöchentlich für jede Büchse ein Fünfgroschenstück lieferte, so zeigten sich für den Ankauf der Zauberlaterne die günstigsten Aussichten. Inmitten dieser Beschäftigung überraschte sie die Zeit des Schlafengehens; und ich bin nicht ganz gewiß, ob sie nicht auch von der Zauberlaterne und den Sparpfennigen geträumt haben werden.

2. Der arme Thomas.

Zwei oder drei Tage kamen und schwanden; aber die drei Kinder plauderten fast nur von ihrer Zauberlaterne. Besonders hatte Eduard den kleinen, krausen Kopf mit bunten Zahlen angefüllt. Im Geiste sah er schon die Pfennige zu Groschen, und die Groschen zu Thalern anschwellen; aber wie vergnügt ihn auch dieses schnelle Wachsen seiner Baarschaft für den Augenblick machte, so waren solche Vorspiegelungen doch geeignet, ihn über den wirklichen Kassenbestand in Verwirrung zu bringen. Die Hauslehrerin klagte den guten Jungen an, daß er zweimal in einer Stunde „Zaube" statt „Taube" geschrieben habe, und fand es höchst wunderlich, daß Charlotte sich's nun einmal in den Kopf gesetzt zu haben schien, in allen mit „L" beginnenden, dreisilbigen Wörtern eine „Laterne" zu erblicken.

Endlich kam der erste Samstag; und richtig wanderte der wöchentliche Sparpfennig des Großvaters in die Sparbüchse Charlottens und der übrigen. Natürlich sahen sich jetzt unsre lieben Drei ihrem Ziele schon um ein Bedeutendes näher gerückt, und ihre kleinen Augen blinzelten vor Lust und Freude. Es war indes in der That eine Wohlthat und ein großer Trost für die ältern Bewohner

des Hauses, daß am folgenden Tage das Geld in seinem Behälter blieb und ihre Sonntagsruhe nicht durch das unaufhörliche Geklimper gestört wurde. Da aber draußen der Regen die Straßen aufgeweicht hatte und die Kleinen daher gezwungen waren, im Hause zu bleiben, so forderten sie die Mutter auf, ihnen eine Sonntagsgeschichte zu erzählen. „Aber eine hübsche, lange Geschichte", fügte Charlotte hinzu; und die bereitwillige Mutter nahm Minna auf ihren Schoß, forderte die beiden ältern Kinder auf, ihre kleinen Stühle näher herbeizurücken, und begann nach etlichen Minuten ihre Geschichte mit folgenden Worten:

„In einer dunklen Straße einer großen Fabrikstadt lebte ein kleiner Knabe. Er war fast den ganzen Tag über sich selbst überlassen; denn die Mutter mußte draußen im Tagelohn ihr Brot verdienen; und der Vater, ein mürrischer Mensch, kümmerte sich nicht um den Kleinen, sondern stellte es ihm anheim, sich selbst die Zeit zu vertreiben, so gut es eben ging. So hatte also der arme Thomas fast gar keine Beschäftigung und noch weniger irgend eine Art von Vergnügen. Obwohl er bereits sein achtes Jahr überschritten hatte, kannte er doch noch keinen Buchstaben; denn niemand kam zu ihm, um ihn zu belehren; und sein schwacher Körper erlaubte ihm nicht zur Schule zu gehen. Woher es kam, wußte niemand; aber an Händen und Füßen gelähmt, vermochte er kaum ein Glied zu regen. An jedem Morgen wusch und kleidete ihn seine Mutter, setzte ihn auf einen Stuhl, stellte seine Füße zum Ausruhen auf ein Stück Holz, ging dann aus an ihre Arbeit, und der arme Kleine saß nun den ganzen Tag allein. Wenn er dann mit

trüben Blicken hinausschaute auf die kotige Straße und andere achtjährige Knaben zur Schule vorübereilen sah, dann bemerkte der kleine Thomas nicht ihre bleichen Mienen und ihre zerlumpten Kleider, sondern dachte nur mit Neid an ihr Glück und ihre Freude. Das einzige Vergnügen, welches sich Thomas machte, war, daß er die Wolken zwischen den gegenüberliegenden Schornsteinen beobachtete. Aber er wußte nicht, was sich über den Wolken befand, ausgenommen daß seine Mutter zuweilen gesagt hatte: „Dort giebt es Ruhe!" Und er dachte oft stundenlang darüber nach, was denn eigentlich Ruhe sei, und richtete dann zuweilen mit großer Verwunderung die Frage an sich, ob er dort über den Wolken auch wohl seine Arme und Beine werde bewegen können. In dieser Weise schwand ein Tag nach dem andern; er hatte sich nach und nach an seine Lage gewöhnt und verlebte seine Tage in dumpfer Gleichgültigkeit. Da aber trat plötzlich ein Ereignis ein, welches in seinem Leben eine gänzliche Veränderung bewirkte.

„Es war an einem stürmischen Tage, als unser Thomas wieder wie gewöhnlich in seinem dunklen Zimmer saß. Sein Ohr lauschte auf das Geplätscher der Regentropfen, und lebhaft harrte er der Rückkehr der Mutter entgegen. Da vernahm er plötzlich ein Knarren auf der alten, morschen Treppe, die nach dem kleinen Gemache führte. Was mochte das sein? Und wieder knarrte es. Das war nicht der rasche Gang der Mutter, auch nicht der schwere Tritt des Vaters; leise und langsam näherte sich das Geräusch. Dann folgte ein kaum hörbares Klopfen an die halbgeöffnete Thür; und im nächsten Augenblick starrte das ängstlich harrende

Auge des Knaben in das Gesicht einer Dame, welche ins Zimmer trat und sich mit freundlichen Mienen dem Stuhle des Kleinen näherte.

„Armer, kleiner Knabe!“ sagte sie mit großer Teilnahme. „Bist Du der kleine Thomas Müller?“

„Ja,“ flüsterte der Kleine schüchtern.

„Deine Mutter, mein liebes Kind,“ fuhr die Dame fort, „arbeitet heute in meinem Hause; und da sie mir gesagt hat, daß Du allein hier seiest, so bin ich schnell hergelaufen, um Dich zu besuchen. Fürchte Dich nur nicht. Mein kleiner Knabe ist gerade so alt wie Du; aber er ist, Gott sei Dank, stark und gesund.“

„Kann er denn umherlaufen und spielen?“ fragte der kleine Thomas.

„Ja.“

„Geht er auch zur Schule?“

„Nein; er lernt zu Hause.“

Der arme, gelähmte Knabe ließ das Köpfchen auf die Brust herabsinken und brach in Thränen aus. Die fremde Dame legte ihre Hand sanft auf seine brennende Stirn und schaute mit herzlicher Teilnahme in sein bleiches Gesicht.

„Möchtest Du auch gern lesen lernen, mein kleiner Thomas?“ fragte sie nach einer Pause.

„O ja, Madame,“ rief er freudig aus. „Ja, ich wünsche es sehr; denn dann könnte ich der Mutter etwas vorlesen und mir selbst besser die Zeit vertreiben.“

„Gut; dann will ich Dir Unterricht geben,“ sagte die Dame. „Ich will morgen wiederkommen und Dir ein Buch mitbringen. Aber nun sage mir auch, mein Kind, fühlst Du viele Schmerzen?“

„Ja, Madame.“

„Weißt Du, Thomas, wer Dich erschaffen hat und wer Dir Deine Krankheit und Deine Schmerzen schickt?“

Der Knabe machte große Augen, und sein ganzes Gesicht zeigte Staunen und Verwunderung.

„Mutter sagt, die Masern hätten mich so schwach gemacht,“ sagte er endlich.

„Armer Knabe!“ seufzte die Dame. Dann erzählte sie ihm, daß Gott der Schöpfer aller Dinge sei und auch ihn und alle Menschen geschaffen habe, und daß der Herr Jesus, der Sohn Gottes, vom Himmel gekommen sei, um die Menschen von ihren Sünden zu erlösen, und um auch ihn in den Himmel zu bringen, wo kein Schmerz und keine Krankheit mehr sei. Da hättet ihr einmal sehen sollen, wie der kleine Thomas auf die Worte der Dame lauschte! Seine Schüchternheit verlor sich immer mehr. Noch nie hatte sein Ohr solche Worte gehört; aber sie fesselten so sehr seine Aufmerksamkeit, daß er seine Schmerzen, seinen Kummer, ja, selbst seine Mutter darüber vergessen zu haben schien.

„Endlich brach die Dame ab, und mit dem Versprechen, morgen ihm noch mehr zu erzählen, verließ sie das kleine Gemach. Der kleine Thomas saß also wieder allein in seinem dunklen Zimmer; aber jetzt schien es ihm, als sei es um ihn her nicht mehr so dunkel wie früher; denn die Worte der fremden Dame hatten in sein armes Herz einen Strahl geworfen, der ihm die traurige Umgebung mit einem Male heiterer erscheinen ließ. „Gott hat mich erschaffen! — der Herr Jesus will mich in den Himmel bringen!“ flüsterte er vor sich hin; und er fühlte sich so glücklich und so selig,

und wußte doch nicht warum. Wie sehr sehnte er sich nach der Mutter, um ihr alles erzählen zu können!

„Unterdes setzte die Dame lange Zeit hindurch jeden Tag ihre Besuche fort. Sie brachte das versprochene Buch mit, und der Unterricht begann. Vor allem aber sprach sie mit Thomas über das Heil seiner Seele. Es schien ihm so wunderbar, daß der große Gott, der Himmel und Erde gemacht hat, für einen solch kleinen, elenden Knaben, wie er einer war, Seinen Sohn hingegeben habe, um für seine Sünden zu sterben und ihn in den Himmel zu bringen. Aber wie wenig er dies auch begreifen konnte, so erfüllte der Gedanke daran sein Herz doch mit solcher Freude, daß, ungeachtet seiner Schmerzen, oft Freudenthränen in seinem Auge schimmerten. Und ich bin gewiß, daß er dabei auch wohl an sein böses Herz gedacht haben wird; denn wenn der Geist Gottes mit Seinem Lichte ins Herz leuchtet, dann kann selbst ein achtjähriger Knabe schon erkennen und fühlen, daß er ein großer Sünder ist, auch wenn er an Händen und Füßen lahm ist und nicht mit andern Kindern umherlaufen kann.

„Doch meine Geschichte ist länger geworden, als ich dachte. Ich will euch daher nur noch in der Kürze erzählen, wie es jetzt um den kleinen Thomas steht. Die Dame brachte eines Tages einen Arzt in sein Zimmer, und dieser erklärte, daß nur ein Ding das arme Kind heilen könne, und dieses eine Ding sei der Gebrauch der Seebäder. Nun giebt es eine Stadt, die am Meere liegt, und in welcher ein Hospital für solche kranke Kinder eingerichtet ist. Aber einen ganzen Monat dort zu sein, wird mehr kosten, als die arme Mutter aufbringen vermag. Und dazu kommen noch die

Kosten der Hin- und Herreise. Vergeblich wird sich die gute Frau abmühen und sich selbst das Nötigste versagen; der Wunsch, ihr krankes Kind an den Seestrand zu schicken, wird leider unerfüllt bleiben müssen, wenn nicht von irgend einer andern Seite Hülfe kommt."

Die Mutter schwieg; ihre Geschichte war zu Ende. Die Kinder schienen in eine ernste Stimmung versetzt zu sein. Sie dachten in diesem Augenblick nicht mehr an die Zauberlaterne und an ihre kleinen Ersparnisse; sie dachten an den armen, kranken Thomas.

3. Kampf und Sieg.

Lange schwiegen die Kinder. Die Erzählung der Mutter hatte allerlei Gedanken in ihren Herzen geweckt. Wer mochte der kleine Thomas sein? Wo war sein Wohnort?

„Mama!" unterbrach Charlotte endlich, während eine Thräne in ihrem Auge glänzte, das lange Schweigen; „Mama! wo ist der arme, kleine Thomas? Kennst Du ihn wirklich?"

„Er ist der Sohn unsrer Arbeitsfrau," erwiderte die Mutter.

„Dann wirst Du ohne Zweifel auch die Dame sein, welche ihn besuchte," fiel Charlotte lebhaft ein.

Die Mutter nickte lächelnd, und die Kleine fuhr fort:

„Warum sendest Du ihn denn nicht in jene Seestadt, wo er Bäder nehmen kann? Du hast ja viel, viel Geld. O Mama, thue es doch!"

„Aber, Charlotte, Du vergissest ganz, daß ich fünf Kinder habe, die stets etwas bedürfen," bemerkte die Mutter. „Aber jetzt flugs an den Abendtisch; vielleicht finden wir noch einen Ausweg, um dem kleinen Kranken hülfreiche Hand bieten zu können."

Einige Zeit später saßen unsre drei Kleinen wieder in der Kinderstube, und Eduard und Minna plauderten in ihrer Weise lebhaft über die hübsche Geschichte, die sie soeben gehört hatten. Nur Charlotte saß schweigend am Fenster und starrte nachdenklich auf die hellerleuchtete Straße. Ihre Blicke schweiften über die Häusermassen hinweg, als suchten sie die Straße, in welcher der arme Thomas wohnte, als ein plötzlicher und, wie sie meinte, ein höchst unangenehmer Gedanke in ihrem Herzen wach wurde. Und dieser Gedanke war: „Warum kannst du nicht etwas für den kranken Knaben geben?“ — „Aber das ist ja unmöglich,“ flüsterte sie zurück; „all mein Geld, welches ich für den nächsten Monat erwarte, ist ja schon für einen andern Zweck bestimmt.“ — Auf diese Weise suchte Charlotte die so plötzlich aufgestiegenen Gedanken zu verscheuchen und sich wieder zu beruhigen. Aber ihre Anstrengungen waren vergeblich. Als sie sich endlich auskleidete, um zu Bett zu gehen, kam ungebeten der Gedanke an den hülflosen Knaben, der sich's versagen mußte, den Vorschriften des Arztes nachzukommen, wieder in ihr Herz zurück. Sollte sie ihm nicht ihre Hülfe anbieten? Aber die Zauberlaterne! — Sie suchte einzuschlummern; aber der Schlaf schien für heute geflohen zu sein. Unruhig wälzte sie sich auf ihrem Lager hin und her; und als sie endlich einschlummerte, da trieben die Träume ein gar arges Spiel mit ihr. Sie glaubte an dem armseligen Lager des kleinen Thomas zu stehen: sie starrte in sein bleiches, abgezehrtes Gesicht und fuhr dann heftig zusammen.

So verflossen zwei Tage, und — wer sollte es gedacht haben? — Charlotte hatte den armen Thomas ganz vergessen. Es war Mittwoch: und da die Kinder

am Nachmittage keine Schule hatten, so erlaubte ihnen die Mutter, mit Gertrud auf die Hochstraße zu gehen. Wie sich's von selbst versteht, galt ihr erster Gang dem Laden, in dessen Schaufenster die Zauberlaterne aufgestellt war und einem Käufer entgegenharrte. Welch sehnsüchtige Blicke warfen die Kleinen auf den Gegenstand ihrer heißesten Wünsche! Was sonst auf der Straße um sie her vorging, davon sahen und hörten sie nichts; vergeblich waren die Mahnungen der guten Gertrud; nur auf das Wunderding im Schaufenster war ihr ganzes Sinnen gerichtet. Charlotte war jedoch die Erste, welche wieder zu sich selbst kam; denn der Gedanke, noch zwei Wochen warten zu müssen, bevor die Laterne in ihren Besitz gelangte, machte sie so mutlos, daß sie ihre Blicke abwandte und die kleineren Geschwister zum Fortgehen mahnte. Jedoch war noch nicht das Ende der Straße erreicht, als eine ärmlich gekleidete Frau an ihnen vorüberschritt und in ihrer Nähe plötzlich stehen blieb. Sich an die Magd wendend, welche die Kinder führte, sagte sie in traurigem Tone:

„Gut, Gertrud, daß ich Dich treffe. Willst Du wohl so gut sein und Deiner Herrin sagen, daß die Krankheit des kleinen Thomas mit jedem Tage zunimmt, und daß er sich sehr sehnt, die gute Dame noch einmal zu sehen?"

„Wie? der kleine Thomas?" fragte Charlotte.

„Ja, mein Kind, Thomas ist sein Name," erwiderte die Frau. „Willst Du Deiner Mama wohl erzählen, daß der kranke, kleine Thomas immer mehr abmagert und immer schwächer wird, und daß seine arme Mutter fast allen Mut verloren hat, da sie ihm kaum das Notwendigste anbieten kann?"

„Kennen Sie denn den kleinen Thomas?“ fragte Charlotte in sichtlicher Spannung.

„Ja, er ist mein Sohn,“ hob die Frau an. „Ach! er geht mit raschen Schritten der Ewigkeit entgegen; und mein Herz will mir fast brechen, wenn ich daran denke, daß ich ihn bald verlieren könnte. Er ist mein einziges Kind; außer ihm habe ich nichts mehr in dieser Welt.“

Das arme Weib wischte sich eine Thräne aus den Augen, grüßte die Kinder und eilte dann rasch davon. Lange starrte Charlotte der trauernden Mutter nach. Augenscheinlich sah man es, daß sich eine schwere Bürde auf das Herz des Kindes gewälzt hatte. Sie dachte mit Mitgefühl an den Schmerz der armen Mutter und an die langwierigen Leiden des kranken Thomas; aber sie dachte auch an das Wunderding drüben im Schaufenster. Was sollte sie thun?

„Die arme Frau!“ seufzte sie.

„Komm, komm!“ rief Eduard ungeduldig. „Mama wird schon zu ihr gehen und dem armen Thomas Hülfe schaffen.“

„Ach, wie sehr wünsche ich, den guten Leuten helfen zu könen!“ fuhr Charlotte nachdenklich fort. „Hätte ich nur etwas Geld; ja, weißt Du, Eduard, ich hätte fast große Lust — —“

Doch plötzlich brach sie ab, und niemand erfuhr, was sie eigentlich hatte sagen wollen. Eduard aber fühlte weit größere Lust, mit der Schwester über die Zauberlaterne zu plaudern; und auch im Herzen der kleinen Charlotte hatte das Verlangen nach diesem Spielzeug zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß andere Gedanken darin hätten lange Raum finden können. Bald war Thomas

samt seiner Leidensgeschichte wieder vergessen, und kaum war die Schwelle der elterlichen Wohnung überschritten, so rannten Eduard und Minna auch schon zu der Mutter und riefen wie aus einem Munde:

„Mama! die Zauberlaterne ist noch nicht verkauft. Nur noch zwei Wochen, und dann gehört sie uns. Ach! das wird ein Spaß sein!"

Charlotte schwieg eine Zeitlang; dann aber drängten sich Thränen in ihr Auge; sie dachte wieder an den armen Thomas und sagte:

„Mama! soeben begegnete uns unsre Arbeitsfrau und sagte zu Gertrud und mir, daß ihr Thomas viel kränker sei als früher. Ach, Mama! kannst Du den armen Leuten nicht helfen? Kannst Du den kranken Knaben nicht an die See schicken? Wenn mir Papa etwas Geld gäbe, dann wollte ich schon helfen."

„Halt, Charlotte, nicht so schnell!" fiel die Mutter ein, während Eduard und Minna sich über den Eifer ihrer älteren Schwester zu verwundern schienen. „Ich will thun, was ich kann; aber Deine Hülfe würde wertlos sein, wenn Du nur geben wolltest, was man Dir vorher zu diesem Zwecke geschenkt hat. Weißt Du noch, was Du gestern Abend gelesen hast? Und Du, Eduard? Wer gab uns ein Beispiel, dem wir nachfolgen sollen?"

„Der Herr Jesus," erwiderte Eduard leise.

„Und, was muß jemand thun, der Ihm nachfolgen will?" fragte die Mutter weiter.

„Er muß sich selbst verleugnen," flüsterte Charlotte.

„Gut, Charlotte; und ich glaube, Du weißt, wie dieses zu verstehen ist," fuhr die Mutter fort. „Der Herr Jesus ging umher und that Gutes; Er half

allen. Aber um das thun zu können, mußte Er sich selbst verleugnen. Welche Mühe hatte Er unter den Menschen! Er verzichtete auf den Himmel und die Herrlichkeit und stieg herab auf die arme Erde, welche Ihm nichts gab als das Kreuz. Und nun denkt einmal einen Augenblick nach, ob es nicht etwas giebt, was ihr zum Besten eines armen, kranken Knaben thun könntet. Solltet ihr nicht aus Liebe für ihn auf etwas, was ihr gern haben möchtet, verzichten können?"

Wieder durchkreuzte ein höchst lästiger Gedanke das Herz der kleinen Charlotte. Sie entfernte sich, um ihren Hut abzulegen; aber während sie damit beschäftigt war, hieß es fortwährend in ihrem Innern: „Solltest du nicht auf die Zauberlaterne verzichten und das Geld dem armen Thomas schenken?" Aber ach! was würden Eduard und Minna dazu sagen? Sollte sie die Freude der lieben Kleinen durch eine solche Täuschung gänzlich trüben? Zog sie ihren Beitrag zurück, dann war an das hübsche Ding drüben im Laden auf der Hochstraße für lange Zeit nicht zu denken. Wohl flüsterte ihr das Gewissen zu, daß es am Ende eben nicht schwer sein würde, den guten Eduard auf andere Gedanken zu bringen und Minna zu beruhigen; aber sie meinte, es sei doch auch nicht recht, daß Eduard so wenig Mitleiden für den armen Thomas fühle. Warum sollte sie sich immerfort mit dieser Sache beschäftigen? Konnte doch die Mutter helfen, wenn sie es nur ernstlich wollte. So entschuldigte sie sich, indem sie andere verurteilte. Ach, das arme, böse Herz! Aber während sie sich anstrengte, die Unruhe in ihrem Innern zum Schweigen zu bringen, drängten sich immer tiefer und tiefer die Worte in ihre Seele hinein:

„Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst.“ — Wie oft hatte sie sich vorgenommen, dem Herrn Jesu nachzufolgen! Und hier gab es eine Gelegenheit. „Aber,“ flüsterte sie vor sich hin, „wie traurig würden Eduard und Minna sein, wenn ich mich zurückziehen wollte.“ — Für einen Augenblick schien sie ruhiger zu werden. Sie ging zu Bett; aber während ihre vier Geschwister ruhig und sorglos schlummerten, wollte auch heute wieder der Schlaf nicht kommen. „Verleugne dich selbst!“ hieß es. Das Bild des Herrn Jesu, der um ihretwillen alles verlassen hatte und ans Kreuz gegangen war, stand deutlich vor ihrer Seele. Gern wäre sie Ihm nachgefolgt; aber das ging einmal nicht, ohne sich selbst zu verleugnen. Und dazu war sie nicht imstande.

Am andern Morgen erwachte sie sehr früh; ihr erster Gedanke galt dem kranken Thomas. Alle Bemühungen, sich dieser Gedanken zu entschlagen, waren nutzlos. Unaufhörlich dachte sie an den hülflosen Zustand des armen Kleinen, an sein Verlangen, die erfrischende Seeluft zu genießen, und an seine Geduld, von welcher die Mütter so viel gerühmt hatte. Und oft sagte sie laut vor sich hin: „Ja, ich muß ihm mein Geld geben.“ Arme Charlotte! Weil es bei dir heißt: „ich muß,“ hast du keine Kraft; und — Gott liebt nur den fröhlichen Geber. Der Kampf in ihrer Seele nahm immer mehr zu. Sie sann hin und her; aber nirgend zeigte sich ein Ausweg. Sie erkannte den wohlgefälligen Willen Gottes; aber es gebrach ihr an Kraft, um diesen Willen zu thun. Endlich richtete sie sich in ihrem Bettchen auf, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und flüsterte die Worte:

„O Gott, gieb mir Kraft, Deinen Willen zu thun. Hilf mir um Jesu willen!“

Sie sank wieder in ihre Kissen zurück und verfiel in ein langes Nachsinnen. Es war ihr, als hörte sie die Mutter sagen: „Verzichte auf das Spielzeug; verleugne Dich selbst!“ Aber was würden Eduard und Minna dazu sagen? Und würden die andern Gespielinnen sie nicht thöricht nennen und sie gar auslachen? Noch einmal falteten sich ihre kleinen Hände; noch einmal richteten sich ihre Gedanken zu Dem, der sich ihrem jugendlichen Herzen schon so früh als Heiland der Sünder geoffenbart hatte. Und als sie ihr Gebet beendet hatte, da las man es aus ihren freudeglänzenden Augen heraus, daß sie den Sieg über sich selbst davongetragen hatte. Der Entschluß, das ersparte Geld dem armen Thomas zu geben, stand jetzt unerschütterlich fest.

Wie lange dehnte sich jetzt die Zeit bis zu dem Augenblick aus, wo sie das Bett verlassen und sich ankleiden durfte! Wie sehr verlangte sie, mit Eduard die Sache ins Reine zu bringen! Aber ach! als endlich der ersehnte Zeitpunkt gekommen war und Eduard ihr in gewohnter Freundlichkeit seinen Morgengruß entgegenbrachte, sank plötzlich wieder ihr Mut. Sie verschob die Besprechung ihrer Angelegenheit von einem Augenblick bis zum andern. So schwanden die Stunden vor dem Frühstück; und dann begann der Unterricht bei der Hauslehrerin; kurz, es wollte sich keine günstige Gelegenheit zeigen. Je länger aber Charlotte mit der Kundmachung ihres Vorsatzes zögerte, desto schwieriger wurde es ihr. Doch die Unterrichtsstunden neigten sich auch heute ihrem Ende zu. Am Schlusse

wurde ein Kapitel aus dem Worte Gottes gelesen; und ganz besonders fiel Charlotte die Stelle auf: „Geben ist seliger als nehmen.“ Sie fühlte die Wahrheit dieser Worte, und Mut und Freudigkeit kehrten in ihr Herz zurück. Nach Beendigung der Stunde bat sie ihren jüngeren Bruder, mit ihr in den Garten zu gehen, weil sie ihm etwas ganz besonderes mitzuteilen habe.

„Sollen wir denn spielen?“ fragte Eduard in fröhlichem Tone.

„Nein, nein, Eduard,“ entgegnete Charlotte ernst. „Ich muß zuerst mit Dir sprechen; hernach wollen wir spielen.“

„Aber was hast Du denn?“ fragte der Kleine etwas mürrisch.

„Es betrifft die Zauberlaterne,“ bemerkte Charlotte.

„Ja, dann werde ich kommen,“ rief Eduard heiter. „Werden wir das hübsche Ding vielleicht früher bekommen?“

„O nein, das eben nicht,“ sagte Charlotte zögernd. „Aber komm nur; Du sollst alles wissen.“

Hand in Hand verließen die beiden Kinder das Zimmer und eilten in den Garten.

4. Die Freude des Wohlthuns.

„Nun, laß einmal hören, was Du mir zu sagen hast,“ forderte Eduard die Schwester auf.

„Aber, Eduard, ich fürchte Dich damit zu betrüben,“ sagte Charlotte.

„Betrüben?“ platzte der Knabe heraus. „Warum machst Du solche Umwege, Charlotte? Wodurch könntest Du mich betrüben?“

„Durch das, was ich Dir zu sagen habe," versetzte die Schwester, ihre Stimme bis zum Geflüster herabsenkend. „Aber sage mir, Eduard, möchtest Du nicht etwas für den armen Thomas thun?"

„Ei, das versteht sich von selbst," erwiderte der Kleine in verwundertem Tone. „Aber Du weißt, daß ich nichts thun kann; und darum begreife ich nicht, warum wir viel über die Sache reden sollen."

„Und dennoch könnten wir etwas thun, wenn — — — Möchtest Du nicht gern die Zauberlaterne haben?"

„Gewiß, um jeden Preis; aber was willst Du damit sagen, Charlotte?"

„Könntest Du nicht darauf verzichten, Eduard?" flüsterte das Mädchen kaum hörbar.

„Verzichten? Warum? Willst Du Dich etwa davon losmachen? — Du wirst gleich andern Mädchen gleich einer Sache überdrüssig, wenn Du sie nicht augenblicklich in Deinen Besitz bekommst. Möchtest denn Du die Laterne nicht gern haben?"

„O sehr, sehr gern, Eduard. Aber lieber noch möchte ich dem armen, kranken Thomas helfen. Ach! lieber Eduard, wolltest Du nicht auch etwas für ihn thun? Ich möchte gern mein Geld dem armen Knaben geben; aber werde nicht böse, Eduard: denn — —"

„Wie? Du wolltest Dein Geld dem Thomas geben, Charlotte? Wie soll ich das verstehen? Du hast es mir und Minna versprochen; und nun willst Du es einem andern geben? Nein Charlotte, das darfst Du nicht, gewiß, das darfst Du nicht."

„Ach, lieber Eduard!" fiel Charlotte fast weinend ein. „Denke nicht, daß ich Euch nicht lieb habe. Es

thut mir weh, wenn ich mein Geld anders verwenden muß; aber wenn ich an die unglückliche Mutter und an ihr krankes Kind denke, dann fühle ich, daß ich helfen muß. Ach, lieber Eduard! wie sehr wünsche ich, daß auch Du ein wenig an ihn dächtest! Komm, wir wollen auf die Zauberlaterne verzichten und dem armen Knaben helfen. Er leidet so sehr; und wie innig wird sich seine arme Mutter freuen, wenn wir ihr unser Geld bringen! Du wirst es thun, lieber Eduard, nicht wahr? Weißt Du, der Herr Jesus hat gesagt: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst." Sei nur nicht böse, Eduard; Du weißt, ich habe Dich so lieb."

Bei diesen Worten legte Charlotte ihren Arm vertraulich auf die Schulter des Bruders. Doch dieser stieß sie von sich weg. Alle seine frohen Erwartungen waren ja mit einem Male vernichtet. Düster schweigend starrte er den Boden an, während sie fortfuhr:

„Ach, Eduard, willst Du so hartherzig sein? Denke einmal, daß der arme, lahme Knabe alle Tage allein in seinem Zimmer sitzen muß und gar keine Spielsachen hat; und wir haben doch so viele."

„Aber es ist ein Unrecht von Dir, daß Du Minna und mir eine Freude verdirbst," brummte Eduard. „Du weißt, daß Minna sehr betrübt sein wird, und daß uns die Nachbarskinder auslachen werden, und das kann ich nicht ertragen."

„Aber denke einmal," unterbrach Charlotte mit gehobener Stimme, „wie sehr sich der arme Thomas freuen wird, wenn er für unser Geld ans Meer reisen kann! Ach! jetzt sind seine Wangen so blaß und so mager, und der Doktor hat gesagt, daß die Seebäder

ihm gut thun werden. O Eduard, willst Du nichts dazu beitragen? Ich muß es thun; ich kann nun einmal nicht anders. Sollst sehen, Minna wird sich schon wieder zufrieden geben. Ach, sei mir doch nicht böse, lieber Eduard!"

Und noch einmal legte das Kind ihren Arm auf die Schulter des Bruders und sah ihm so zärtlich und liebevoll ins Gesicht, daß es ihm unmöglich wurde, sie abzuweisen. In den Mienen des Knaben zeigte sich ein Ausdruck, der auf eine glückliche Umwandlung seines Sinnes schließen ließ. Nicht lange dauerte es, so stürzten große Thränen über seine frischen, blühenden Wangen herab, und mit gepreßter Stimme sagte er:

„Ach, Charlotte! es wird mir sehr schwer, auf die Zauberlaterne verzichten zu müssen. Ich hatte mich so lange darauf gefreut. Aber wir wollen nicht mehr davon sprechen. Ich will, wie Du, mein Geld dem armen Thomas geben, und ich denke, daß Mama sich darüber freuen wird. Meinst Du nicht auch?"

„Jedenfalls," versicherte Charlotte, fügte aber zögernd hinzu: „Aber denkst Du auch daran, daß wir dem Herrn Jesu damit eine Freude machen?"

Ihre Stimme senkte sich bei diesen Worten bis zu einem Geflüster herab; denn sie schien zu fürchten, daß Eduard sie mißverstehen würde. Dieser sagte nichts, sondern schritt der Thüre zu. Doch wandte er sich im nächsten Augenblicke wieder zur Schwester zurück, drückte einen Kuß auf ihre Wangen und sagte: „Komm, wir wollen Mama erzählen, was wir thun wollen."

Wie glücklich, wie wohlgemut fühlte sich das liebe Mädchen! Sie hatte den guten Eduard jetzt doppelt

liebgewonnen. Sie legte traulich ihr Aermchen um seinen Nacken und überhäufte ihn mit Liebkosungen. Dann aber hielt sie plötzlich inne und sagte:

„Was sollen wir aber der kleinen Minna sagen?"

„Dafür laß mich sorgen," rief Eduard heiter.

In fröhlichen Sprüngen ging's jetzt ins Familienzimmer; und glücklicher Weise fanden sie die Mutter allein. Charlotte gab dem Bruder einen Wink, daß er beginnen möchte; und der ehrliche Knabe, fürchtend, sich selbst etwas auf Rechnung zu setzen, was ihm nicht zukam, sagte: „Mama, Charlotte will gern dem kranken Thomas behülflich sein, und auch ich. Dürfen wir?"

„Und in welcher Weise wolltet ihr denn behülflich sein?" fragte die Mutter.

„O Mama, — die Zauberlaterne," riefen beide zugleich.

„Nun, und was soll die Zauberlaterne?" fragte jene weiter.

„Wir dachten, für das Geld könnten wir den armen Thomas ans Meer schicken," hob Eduard an.

„Aber, liebe Kinder, habt ihr die Sache auch reiflich überlegt?" bemerkte die Mutter.

„O gewiß, Mama," erwiderte Charlotte mit großer Wärme. „Wir wollen gern auf die Zauberlaterne verzichten, wenn wir dem armen Thomas mit dem Gelde dienen können. Aber wird es auch genug sein?"

„Meine lieben Kinder," sagte die Mutter, indem sie die beiden Kleinen mit Innigkeit an ihr Herz drückte, „ihr macht mich sehr glücklich. Kommt, setzt euch her zu mir und erzählt mir, wie viel Geld ihr zusammengespart habt."

„Wenn wir heute vom Großpapa unser Wochengeld bekommen, dann haben wir zwei Thaler und einige Groschen," erwiderte Charlotte. „Ist das genug, Mama?"

„Das ist viel Geld," sagte die Mutter. „In dem Hospitale für arme, kranke Kinder zahlt man wöchentlich zwanzig Groschen; und ihr könnt entweder diese Miete für drei Wochen, oder das Eisenbahnbillet bezahlen. Was wollt ihr wählen?"

„Ich würde am liebsten die Hausmiete bezahlen," sagte Charlotte nach kurzem Besinnen. „Meinst Du nicht auch, Eduard?"

„O ja, die Hausmiete," wiederholte Eduard. „Und dann wünsche ich auch, daß wir das Geld, welches wir noch für die Laterne ersparen wollten, ebenfalls dem armen Thomas schenken. Nicht wahr, Charlotte?"

„Ja, das ist gut; denn dann kann er länger dort bleiben," war die Antwort der Schwester.

„Gut, Kinder," fiel die Mutter ein: „dann will ich euer Geld für die Hausmiete nehmen und es der armen Mutter bringen. Sie wird sich sehr freuen, und auch der kleine Thomas. Ich aber bin sehr glücklich über eure Selbstverleugnung."

Blitzschnell war Eduard aus dem Zimmer und kehrte in der nächsten Minute mit der Sparbüchse zurück, deren Inhalt er klirrend in den Schoß der Mutter ausschüttete. Die Mutter küßte die Kinder mit großer Bewegung und verließ das Zimmer. Kurz nachher sah man die beiden Kinder draußen im Garten. Wie glücklich waren sie bei ihrem Spiel! Die Zeit flog ihnen so schnell dahin, daß, als die Mutter heim-

kehrte, sie sich sehr verwunderten, den Abend anbrechen zu sehen. Die Mutter aber sagte:

„Nun, Kinder, ich wünsche, ihr hättet den kleinen Thomas sehen können. Als ich ihm sagte, daß ihr euch entschlossen hättet, ihn ins Seebad zu schicken, da wurden seine bleichen Wangen ganz rot, und er vermochte vor Freude kein Wort hervorzubringen. Seine Mutter aber sagte mit Thränen in den Augen: „Gott segne die teuren Kinder!“

„Aber, Mama,“ fiel Charlotte ein, „mit unserm Gelde können wir doch nicht alles bezahlen.“

„Nein, mein Kind,“ erwiderte die Mutter. „Aber Papa und ich hatten versprochen, daß wir, falls sich Freunde fänden, die für die Hausmiete sorgen würden, alles Uebrige bezahlen wollten. Und diese Freunde seid ihr.“

Charlotte fühlte jetzt in der That, daß „geben seliger ist, als nehmen;“ und sie fühlte dieses doppelt, als sie und Eduard eine Woche später mit Mama an den Bahnhof gehen durften, um den kleinen Thomas mit seiner Mutter abfahren zu sehen. Wie glücklich lächelte der kranke Knabe seine kleinen Gönner an! „Das ist doch besser als eine Zauberlaterne,“ flüsterte Eduard seiner Schwester zu, und diese nickte vergnügt. Dann stieß die Lokomotive ihre Dampfwolken aus, und der Zug setzte sich in Bewegung. Noch einmal nickten die beiden Kleinen dem kranken Knaben ihren Scheidegruß zu und kehrten dann wieder zur Stadt zurück. „Du kannst Dir nicht vorstellen, wie glücklich ich bin, Charlotte,“ flüsterte Eduard wieder, und seine heitern Mienen bestätigten dieses mit Nachdruck.

Jetzt reihte sich eine Woche an die andere, bis ein

Monat voll war. Oft hatten die Kinder gehört, daß dem kleinen Thomas die Seeluft äußerst gut bekomme. Jetzt aber fragten sie die Mutter, ob der Kranke bald zurückkomme.

„Nein," antwortete die Mutter. „Er ist noch nicht ganz wiederhergestellt; darum haben Papa und ich beschlossen, ihn noch einen Monat länger dort zu lassen."

„Dürfen wir denn auch noch ferner unser Wochengeld dazu geben, Mama?" fragte Charlotte.

„Gewiß, wenn ihr wollt. Aber warum? Thut ihr es bloß um meinetwillen?" fragte die Mutter.

„Nein, wir thun es auch, weil der Herr Jesus es gern hat," sagte Charlotte ernst.

„Du hast recht, mein Kind; denn Er selbst hat gesagt: „Was ihr dem Geringsten unter meinen Brüdern gethan habt, das habt ihr mir gethan."

Und wieder reihte sich Woche an Woche, bis der zweite Monat voll war. Da brachte das Dampfroß auch den kleinen Thomas zurück. Die Seeluft und die Bäder hatten ihm wohlgethan. Freilich war an eine völlige Genesung nicht zu denken; aber er konnte seine Hände doch ein wenig bewegen und eine Kleinigkeit durch Strohflechten verdienen.

Die beiden Kinder dachten fortan nicht mehr an die Zauberlaterne; aber noch oft erinnerten sie sich ihrer ersten Selbstverleugnung und der damit verbundenen Segnung. Viele Jahre sind seitdem verflossen, und aus den beiden Kindern sind erwachsene Leute geworden. Längst haben beide das elterliche Haus verlassen und sich weit von der Stätte ihrer alten Heimat niedergelassen. Sie leben glücklich. Eines Tages aber haben sie die Nachricht erhalten, daß ihr alter

Freund Thomas in Frieden heimgegangen sei, und daß er in seinen letzten Stunden noch oft von der Dame gesprochen habe, die ihn zuerst zu dem Heilande der Sünder geführt, und von ihren beiden Kindern, die, um ihm hülfreiche Hand zu leisten, sich selbst verleugnet hatten.

„Eduard!“ sagte Charlotte, nachdem sie den Brief, welcher jene Nachricht brachte, gelesen hatte, „laß uns nie vergessen: „Geben ist seliger als nehmen.“

Der edelmütige Monarch.

Der Graf von M. war ein vertrauter Freund des Königs Karl Albert, des Großvaters des jetzigen Regenten von Italien. Er war ein sehr jähzorniger und aufgeregter Mann und vergaß sich eines Tages so weit, daß er im Laufe der Unterhaltung den König schwer beleidigte. Die Ehre des letzteren erforderte eine Genugthuung von seiten des Grafen; dieser aber, ebenso stolz wie leidenschaftlich, weigerte sich, seinem beleidigten Könige eine solche Genugthuung zu geben. Er wollte sich nicht beugen. Er wurde deshalb von dem Hofe verbannt und in einer der Piemontesischen Festungen gefangen gesetzt, um dort zu lernen, daß „der Jähzornige Narrheit begeht“ und daß die „Einfältigen Narrheit erben“. (Spr. 14, 17. 18.) Doch das Gesetz mit seiner ganzen Schärfe, mit seinen strengsten Strafen, ist machtlos dem menschlichen Herzen gegenüber. Der Graf wäre lieber in der Festung gestorben, als daß er sich vor seinem erzürnten Könige gebeugt und seine Verzeihung nachgesucht hätte.

König Karl Albert hoffte von Tag zu Tage, daß die Liebe in dem Herzen seines Freundes seinen Stolz überwinden, und daß derselbe ihm über kurz oder lang eine angemessene Genugthuung geben würde. Aber Wochen und Monate schwanden, und weder die Einsamkeit des Gefängnisses, noch die Vorstellungen seiner Freunde und die Bitten seines Weibes vermochten den stolzen Mann zu beugen. Endlich konnte der König die Abwesenheit seines Freundes nicht länger ertragen. Edelmütig wie er war, legte er eines Tages die Zeichen seiner königlichen Würde ab, kleidete sich in einen einfachen, bürgerlichen Anzug und fuhr in einem ganz gewöhnlichen Wagen nach der Festung, in welcher sein Beleidiger gefangen saß. Unerwartet trat er in die Zelle des höchst erstaunten Gefangenen. Einen Augenblick betrachtete er ihn stillschweigend; dann aber schritt er, mit ausgebreiteten Armen und einem gewinnenden Lächeln auf seinen Lippen, auf den finster vor sich hinblickenden Grafen zu und sagte mit bewegter Stimme: „Mein teurer Freund, kehren Sie als ein getreuer Unterthan zu Ihrem Könige zurück; alles sei vergessen!“ Der Graf war überwältigt; vor einem solchen Edelmut seines Herrn, des Königs, schmolz sein Stolz zusammen. Mit hervorbrechenden Thränen bat er wegen des Geschehenen um Verzeihung. Dieselbe war ihm ja schon im Voraus gewährt, und der König hatte durch seine Handlung, die von wahrer Seelengröße zeugte, nicht nur seinen Freund wiedergewonnen, sondern es waren auch die Anforderungen seiner Majestät völlig befriedigt.

Ist nicht dieses schöne Beispiel menschlichen Edelmutes ein schwaches Bild von jener göttlichen Liebe,

die sich gegen Sünder geoffenbart hat, wie wir alle von Natur sind? Wir alle haben gesündigt wider den Himmel „und vor Gott". Wir, und mit uns alle Menschen, sind vor Ihm schuldig. Wir alle „waren unverständig, ungehorsam, irregehend, dienten mancherlei Lüsten und Vergnügungen, führten unser Leben in Bosheit und Neid, verhaßt und einander hassend." (Tit. 3, 3.) Der Mensch ist deshalb durch das Gesetz der Heiligkeit Gottes **aus Seiner Gegenwart verbannt, und es giebt für ihn keine Möglichkeit, durch gesetzliches Thun gerechtfertigt zu werden; denn durch das Gesetz wird die Sünde gerichtet, aber nicht hinweggethan.**

Das Gesetz mag verdammen, wie die italienischen **Gesetze den Grafen von M. verurteilten, aber es kann** unsre stolzen Herzen nicht beugen. Da aber Gott dem Sünder nicht vergeben kann, ehe ein Sühnopfer gebracht ist, das Seine Gerechtigkeit befriedigt, so hat Er in unendlicher Weisheit und Liebe einen Plan gefaßt, der unsrer ewigen Anbetung und unsers unaufhörlichen Lobes würdig ist. Er hat Seinen eingebornen, geliebten Sohn auf diese Erde gesandt, damit Er unsre Sünde und ihre Strafe auf sich nähme. Er, der keine Sünde kannte, wurde zur Sünde gemacht, auf daß der Sünder versöhnt werden möchte.

Hast du schon einmal, mein lieber Leser, über die Liebe Gottes zu der Welt, und also auch zu dir, nachgedacht? Die Welt ist nichts anders als eine unzählige Menge von Sündern, und du bist einer derselben. Aber „also hat Gott die Welt geliebt, daß Er Seinen eingebornen Sohn gab, auf daß jeder, der an Ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern ewiges Leben habe." (Joh. 3, 16.) Das sind die Worte Jesu selbst;

Er kannte das Herz Seines himmlischen Vaters; Er kam hernieder als der treue Zeuge der Liebe Gottes gegen den sündigen Menschen. Auch der Heilige Geist bezeugt die wunderbare Liebe Gottes durch den Mund Seines Dieners: „Gott aber erweist Seine Liebe gegen uns darin, daß Christus, da wir noch Sünder waren, für uns gestorben ist“; (Röm. 5, 8) und der geliebte Jünger des Herrn ruft uns die köstlichen Worte zu: „Hierin ist die Liebe: nicht daß wir Gott geliebt haben, sondern daß Er uns geliebt und Seinen Sohn gesandt hat als eine Sühnung für unsre Sünden.“ (1. Joh. 4, 10.) Paulus, der „vornehmste“ der Sünder, sagt: „Als aber die Güte und die Menschenliebe unsers Heiland-Gottes erschien, errettete Er uns, nicht aus Werken, die, in Gerechtigkeit vollbracht, wir gethan hatten, sondern nach Seiner Barmherzigkeit.“ (Tit. 3, 4. 5.)

Hast du Frieden mit Gott, mein lieber Leser? Bist du mit Ihm versöhnt? Du kannst dich nicht dadurch entschuldigen, daß du sagst: „Ich möchte gern Frieden mit Gott haben, aber Er will mich nicht annehmen, Er will mein Bekenntnis nicht hören und mir meine Sünden nicht vergeben.“ Nein, nein, Gott selbst läßt dich freundlich und dringend bitten: „Laß dich versöhnen mit Gott!“

Durch das Opfer Christi und durch Seine völlige Hingabe in den Tod, ja, in den Tod am Kreuze, ist die Gerechtigkeit und Heiligkeit Gottes vollkommen befriedigt worden. Er starb an dem Fluchholze, Er war verlassen von Gott, und zwar nicht wegen Seiner Sünden und Missethaten — denn Er war vollkommen rein und heilig — sondern wegen unsrer Sünden und Ueber-

tretungen. Er war beladen mit deinen Sünden, mein lieber Freund. Er, der Gerechte, der Heilige und fleckenlos Reine, starb deinetwegen. Ueberwältigt dich nicht eine solche Liebe? Rührt dich nicht eine solche Gnade, ein solches Erbarmen? Kannst du teilnahmlos und gleichgültig bleiben angesichts einer Liebe, die herniederkam auf diese fluchbeladene Erde, hernieder zu dem gefallenen, hassenswürdigen Sünder, die sich selbst hingab in den schrecklichsten Tod, um diesen Sünder zu erretten und aus seinem schrecklichen Zustande zu erlösen? Ach, wenn du bis heute gezögert hast, zu diesem Jesus zu eilen, verhärte doch dein Herz nicht länger! Gehe heute zu Ihm, der für dich gestorben ist und eine Versöhnung für deine Sünden gemacht hat! Bekenne Ihm dein Elend, dein Verderben, deine unzähligen Vergehungen und glaube dem Worte Dessen, der gesagt hat: „Kommet denn und laßt uns mit einander rechten, spricht Jehova. Wenn eure Sünden wie Scharlach sind, wie Schnee sollen sie weiß werden; wenn sie rot sind wie Karmesin, wie Wolle sollen sie werden.“ (Jes. 1, 18.) Gottes Arme sind weit geöffnet, um dich zu empfangen, wenn du zu Ihm umkehren willst. Und was erwartet dich, wenn du zu Ihm eilst? Eine ewige Segnung, eine ewige Herrlichkeit und eine Wohnstätte in dem Vaterhause droben.

Die steigenden Fluten.

1.

Meine jungen Leser werden aus der Ueberschrift schon den Schluß gezogen haben, daß ich ihre Aufmerksamkeit einmal wieder auf die See und ihre Gefahren richten will. Sind doch die Stürme, die hier toben, und die Wogen, welche das zerbrechliche Fahrzeug des Menschen umherwerfen, ein treues Bild von den Stürmen und Wogen, die jeden Sterblichen von der Wiege bis zum Grabe umbrausen. Ist das Meer auch heute noch ganz glatt und ruhig, so naht doch vielleicht schon morgen dem Schiffer eine trübe Stunde voller Schrecken und Gefahren, denen er nicht entgehen kann. Und gerade so geht's im Leben. Während dich heute vielleicht noch Glück, Ehre und Gesundheit anlächeln, hast Du morgen schon mit Mangel, Krankheit und Not zu kämpfen. Und unausbleiblich naht ein ernster Bote dem sorglosen Menschen, ein Bote, der sich nicht abweisen läßt; und dieser Bote heißt — der Tod. Wohl dem, der dann den rettenden Felsen, Jesus Christus, erreicht hat, Ihn, der einst dem Tode die Macht nahm und Leben und Unverweslichkeit ans Licht brachte! Hast du Ihn gefunden, mein lieber Leser? Ruht dein Fuß auf diesem unerschütterlichen Felsen? —

Es war ein schöner, heiterer Abend. Der Himmel war wolkenlos und glühte in den Strahlen der untergehenden Sonne; kein Luftzug kräuselte die glatte Fläche der Ostsee, als ob nimmer ein Menschenkind seinen Tod in der schweigenden Tiefe der Wogen gefunden hätte. Eine tiefe Stille hatte sich über die ganze Natur ausgebreitet. Es war einer jener feierlichen

Augenblicke, welche unwillkürlich das Herz zu Lob und Dank gegen den großen, erhabenen Schöpfer des Weltalls erheben.

In diesem Augenblick konnte man vor einer Fischerwohnung, die auf einer sanften Erhöhung der sonst flachen und sandigen Küste stand, eine kleine Familie bemerken, deren Glieder durch die Gnade Gottes gelernt zu haben schienen, Dem ein Loblied anzustimmen, der gut ist gegen alle und dessen Augen stets offen sind über die Werke Seiner Hände. Das Haus war in altertümlichem Stile gebaut, wobei man es unverkennbar mehr auf Bequemlichkeit als auf Schönheit abgesehen hatte. An beiden Seiten der Hausthüre lagen Stricke, Netze und Körbe bunt durcheinander; sie kündeten auf den ersten Blick das Gewerbe der Bewohner an. Die letzteren hatten soeben ihre Knice gebeugt und gemeinschaftlich zum Herrn gefleht, daß Er den Vater, der im Begriff stand, die Seinigen zu verlassen, um während der Nacht dem Fischfang obzuliegen, beschirmen möchte. Es war ein Mann in den mittleren Jahren, stark und kräftig gebaut und wie für Sturm und Unwetter geschaffen. Die Hausfrau, mit ihrem Säugling auf dem Schoße, sowie ihre beiden kleinen Töchter richteten einen traurigen Blick auf den Scheidenden, während der alte, greise Großvater diesem unter herzlichem Segenswunsch die Hand schüttelte und der kleine elfjährige Heinrich, der seinen Vater zum ersten Mal auf seiner nächtlichen Fahrt begleiten sollte, vor Verlangen glühte, die Reise anzutreten. Nicht minder schien ein großer Hund die Ungeduld des Knaben zu teilen; er stand bellend auf den steinernen Stufen, von denen aus der Fischer und sein Sohn das Boot besteigen mußten.

„Der Herr stehe Euch bei!“ rief der Greis dem Sohne und Enkel nach, die nach einem letzten Lebewohl dem Strande zuschritten. „Vergeßt nicht, daß Sein Auge stets offen ist, und daß es Ihm selbst in den größten Gefahren nicht an Mitteln und Wegen fehlt!“

Gefolgt von seinem Knaben und dem freudig bellenden Hunde, hatte sich der Fischer dem Boote genähert, und bald kündeten kräftige Ruderschläge die Abfahrt desselben an, während die am Ufer Zurückbleibenden den Scheidenden so lange als möglich mit ihren Blicken folgten, bis endlich nichts mehr zu sehen war und das immer schwächer werdende Geräusch gänzlich verstummte. Dann kehrten sie schweigend zur Hütte zurück. Obwohl mit der Gefahr, die mit dem Gewerbe ihres Mannes verknüpft war, seit Jahren vertraut, vermochte die besorgte Gattin doch dieses Mal nicht ihre wehmütigen Gefühle zu beherrschen. War es die Vorahnung eines nahen Mißgeschicks oder die Erinnerung an kürzlich geschehene Unglücksfälle? Sie konnte sich darüber keine Rechenschaft geben; und es kostete dem Greise die größte Mühe, die traurigen Gedanken der besorgten Gattin und Mutter zu zerstreuen.

Endlich war die Nacht verschwunden. Der frühe Morgen fand die kleine Familie schon in voller Thätigkeit. Die älteste Tochter war eifrig beschäftigt, das Wohnzimmer in Ordnung zu bringen; die jüngste bereitete das Frühstück, und die Mutter holte die Kleidungsstücke ihres Mannes und Kindes herbei. Längst war indes die Stunde vorübergegangen, in welcher der Fischer gewöhnlich heimzukommen pflegte, und mit jedem Augenblick wuchs die Unruhe der guten Frau. Als

aber der ganze Vormittag dahinschwand, ohne die ängstlich Erwarteten zu bringen, erreichte die Angst ihren Höhepunkt. Nur der Greis blieb ruhig.

„Ach, Vater," seufzte die Hausmutter, „geht doch einmal hinaus auf die Dünen und seht, ob das Boot nirgend zu entdecken ist. Bei solch schönem Wetter, wo die See still und glatt ist, bleibt mein Mann nie so lange aus. Ach, gewiß ist ihm irgend ein Unglück zugestoßen."

Der Alte verließ die Wohnung und eilte, von den beiden Enkelinnen begleitet, den nahen Dünen zu und ließ die Mutter mit ihrem Säugling und ihren ängstlichen Gefühlen allein zurück. Nach Verlauf einer Stunde kehrte die älteste Tochter mit der Meldung zurück, daß ein benachbarter Fischer den Vater in der Nacht gesprochen und versichert habe, daß derselbe bald zurückkommen werde.

„Der Herr wolle es geben!" seufzte die Mutter. „Nur ein einziges Mal ist er so lange geblieben, und das war, als er die Mannschaft des „Prometheus" rettete und auf dem sinkenden Schiffe beinahe das Leben verloren hätte."

Die Sonne hatte bereits ihren höchsten Punkt erreicht; aber vergeblich spähte das Auge des Greises über die weite See hinaus; nirgend war ein Boot zu erblicken. Langsam schritt er zur Wohnung zurück, wo das Mittagsmahl bereit stand. Mutter und Kinder vermochten kaum einen Bissen über ihre Lippen zu bringen; nur der Greis blieb in seiner gewöhnlichen Ruhe und schien kein Unglück zu fürchten. Wer indes den Alten kannte, der wußte gewiß, daß sein Verhalten nicht aus Teilnahmlosigkeit hervorging; vielmehr war sein Herz

fortwährend mit Dem beschäftigt, der nicht über Vermögen versucht; und hier fand er Ruhe und Trost.

Nach der Mahlzeit schritt er wieder der Küste zu. Aber nirgendwo zeigte sich ein Boot. Stunde auf Stunde verfloß in ängstlichem Harren; der Nachmittag ging vorüber, die Sonne sank tiefer und tiefer, und kein Ruderschlag unterbrach das peinliche Schweigen der Umgebung. Jetzt erschien auch die besorgte Mutter auf den Dünen, von wo aus man die See nach allen Richtungen hin überschauen konnte. Aber weder Seufzer noch Thränen vermochten das sehnlichst erwartete Boot herbeizulocken. Die ruhige, durch keinen Windstoß bewegte Meeresfläche stand im grellen Gegensatz zu den Stürmen, die in den Herzen der armen Mutter und ihrer Kinder tobten. Die stille, friedliche See schien der Thränen zu spotten, die unaufhaltsam über die Wangen derselben strömten. Alle Trostworte des Greises fanden keinen Eingang mehr zu den trauernden Herzen.

„Es ist jetzt nur zu gewiß," jammerte die Mutter, „daß ein Unglück sie betroffen hat. O Gott, habe Erbarmen mit uns! Ach, dieser Schlag ist zu hart!"

„Wer auf Gott vertraut, wird nicht zu Schanden werden und hat nichts zu fürchten," tröstete der glaubensmutige Greis in sanftem Tone.

„Ach, Vater!" fuhr jene fort, „Ihr wißt, wie mein Mann stets sein Vertrauen auf Gott setzte, und dennoch — —"

„Erinnerst Du Dich nicht mehr, meine Tochter," unterbrach der Alte die Weinende, „wie oft der Herr mit uns war bei Sturm und Schiffbruch, selbst wenn sich nirgendwo menschliche Hülfe zeigte? Siehe, auch

jetzt stellt Er unser Vertrauen auf die Probe; und da sollten wir stille halten, weil wir wissen, daß ohne Seinen Willen kein Haar von unserm Haupte fällt, und daß alle Dinge uns zum Guten mitwirken müssen. Komm, meine Tochter, und ihr, Kinder, kommt her, laßt uns hier am Ufer niederknieen und alle unsre Sorge auf den Herrn werfen."

Bald lagen alle auf ihren Knieen. Die Worte des betenden Greises, einem glaubensfreudigen Herzen entquollen, waren ein lindernder Balsam für die trauernden Gemüter. Der gnadenreiche Herr ließ es nicht an Trost fehlen, und obwohl noch die Blicke vergeblich suchend über die in nächtliches Dunkel sich hüllende See schweiften, so flossen doch die Thränen weniger reichlich.

2.

Es wird unterdes den jungen Lesern sehr erwünscht sein, etwas von dem Schicksal des verschwundenen Fischers zu hören, der nebst seinem Sohne der Gegenstand so vieler Sorge und Kümmernis war. Er hatte während der Nacht einen guten Fang gemacht. Als er nun mit Tagesanbruch heimzukehren gedachte, fiel ihm ein, daß er versprochen hatte, einen Haufen Seegras mitzubringen, um damit das Kartoffelland hinter seinem Hause zu bedecken. Er befand sich gerade in der Nähe einiger Felsen, die nur während der Ebbe, d. h. bei niedrigem Wasserstande, sichtbar waren. Schnell wandte er seinen Nachen dieser Richtung zu, sprang an das Ufer, befestigte mittelst eines Taues das Boot an einer vorspringenden Klippe und nahm seinen langen Fischerhaken mit sich. Kaum hatte er jedoch eine ge-

nügende Menge Seegras zusammengerafft, als die ängstliche Stimme seines im Boote zurückgebliebenen Sohnes an sein Ohr schlug.

„Vater! Vater!“ schrie das Kind, „das Tau hat sich abgelöst!“

Augenblicklich sprang der Gerufene dem Boote zu, das noch nicht weit von dem Felsen abgewichen war. Jedoch befand es sich leider schon außer seinem Bereich, und alle seine Bemühungen, es mit dem Fischerhaken zurückzuziehen, waren vergeblich. Der treue Hund, als hätte er die Gefahr erkannt, in welcher sein Herr schwebte, bellte ängstlich, sprang in dem Boote hin und her und schien im Begriff zu sein, sich in die Wogen zu stürzen und hinüberzuschwimmen. Zuletzt jedoch leckte er dem Knaben Gesicht und Hände, als sähe er voraus, daß diesem seine Gegenwart am meisten not thun werde.

Der Fischer erkannte das Gefahrvolle seiner Lage. Er wußte nur zu gut, daß die Zeit der Flut nahe war, und daß das Wasser bald die höchste Spitze der Klippe, auf welcher er stand, übersteigen würde. Er sah auch, wie das Boot mit seinem geliebten Kinde weiter und weiter von ihm abtrieb. Der Knabe machte die verzweifeltsten Anstrengungen, um das schwere Fahrzeug allmählich der Klippe wieder näher zu bringen. Allein seine Kraft reichte bei weitem nicht aus, um die für die starke Hand eines Mannes berechneten Ruder zu handhaben. Bald sah er auch das Nutzlose seiner Bemühungen ein; eine schreckliche Angst überfiel ihn. „Vater! Vater! was soll ich thun?“ schrie er in der Angst seines Herzens. Schon war der Nachen so weit fortgetrieben, daß der unglückliche Mann kaum noch den Notschrei des Knaben verstehen konnte.

„Vertraue auf Gott, mein Kind!“ rief er zurück, „Er ist der Vater der Waisen!“

Unaufhaltsam trieb der Nachen davon, verfolgt von den Blicken des zurückbleibenden Vaters, der sein Kind hülflos den Wellen preisgegeben sah; und erst als sein bethränntes Auge jede Spur des Bootes verloren hatte, dachte er an seine eigene gefährliche Lage, in welcher er augenscheinlich schwebte. In halber Verzweiflung rang er die Hände, und lange dauerte es, bevor er mit Ruhe die nahende Gefahr zu überschauen vermochte. Da fuhr ihm plötzlich wie ein Blitzstrahl ein Gedanke durch den Kopf. „Großer Gott!“ rief er aus, „vielleicht kann ich noch gerettet werden!“ Mit dem Eifer eines Menschen, der das letzte Mittel ergreift, um sein Leben zu retten, raffte er alle Steine, die zu finden waren, zusammen und erbaute damit auf der höchsten Spitze der Felsen eine Art Turm. Es war kaum zu begreifen, wie er in solch kurzer Zeit eine so große Menge von Steinen zusammenbringen konnte. Aber der Herr war es, der seinen Arm stärkte. Er fühlte, daß er nicht nur für sein Leben arbeitete, sondern auch für seine Familie, die er mehr wie sein eignes Leben liebte.

Unterdessen begann die See zu steigen; sie näherte sich rasch den höchsten Teilen des Felsen, so daß unser Schiffer nach einiger Zeit seine Arbeit unterbrechen mußte. Bald war er genötigt, seinen Turm zu besteigen. Hier angekommen, setzte er seinen Fischerhaken fest zwischen eine Felsenspalte und bereitete sich zu einem Kampf auf Leben und Tod vor. Wohl wollte ihm der Mut sinken, wenn er daran dachte, wie gering die Wahrscheinlichkeit sei, daß die See nicht

über sein Haupt steigen würde. Doch er wandte seinen Blick von seiner traurigen, hoffnungslosen Lage ab und richtete ihn zu Dem empor, der gesagt hat: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen.“ Von neuem wurde sein Herz mit Ruhe und Frieden erfüllt. Gelehnt auf seinen Fischerhaken, sah er den unaufhaltsam steigenden Wogen entgegen.

Von Minute zu Minute wurde die Gefahr größer; schon reichte das andringende Wasser bis an seine Kniee. Es war ein Glück, daß beinahe völlige Windstille herrschte; wäre die See unruhig gewesen, so hätte er sich unmöglich auf seinem hohen Standort halten können. Doch höher und höher stiegen die Fluten; schon benetzten sie seinen Gürtel, bald mußten sie seine wogende Brust erreichen.

„O Herr!“ seufzte der Unglückliche, „gebiete den Fluten, daß sie sinken! Habe Erbarmen! Ein Wort von Dir, und die stolzen Wogen werden sich legen. Ach, nicht weiter, nicht weiter! o Herr!“

Seine Worte verhallten unter dem unheimlichen Rauschen der anschwellenden Wogen. Wieder mochte eine halbe Stunde verflossen sein, und schon fühlten seine Schultern die Kälte des Wassers. Der Unglückliche! Er dachte in diesem Augenblick nicht mehr an das eigene Leben, er dachte mit namenlosem Schmerz an die Seinigen, die ihm so teuer waren; er glaubte ihre Jammertöne zu hören. Noch einmal stieg ein inbrünstiges Gebet zu dem Thron der Gnade empor.

Jedoch unerbittlich stieg das Wasser höher und höher und drang mit Macht auf den armen Fischer ein. Nur mit Aufbietung aller seiner Kräfte vermochte

dieser der Gewalt der Wogen zu widerstehen. Es kam ihm dabei sein Fischerhaken außerordentlich gut zu statten. Jetzt war er gezwungen, das Haupt emporzurichten, da das nasse Element schon sein Kinn benetzte. Allmählich begannen seine Kräfte ihn zu verlassen; der Atem wurde schwerfälliger, seine Beine drohten zusammenzubrechen, sein Herz pochte mit hörbaren Schlägen, und das Blut drängte sich so heftig nach dem Kopfe, daß es dunkel vor seinen Augen wurde. Nur noch abgebrochene Seufzer entrangen sich von Zeit zu Zeit seinen erstarrenden Lippen und verrieten den Kampf seiner Seele. Die schrecklichsten Bilder tauchten vor ihm auf; bei jedem Wellenschlage schien ihn eine geheime Macht in die Tiefe hinab zu ziehen. Das Geschrei der Seemöve klang ihm wie Trauermusik in den Ohren. Fast war er außer stande, den Kopf noch über dem Wasser zu halten; der Augenblick der Entscheidung war gekommen.

„Barmherziger Gott!" schrie er mit erlöschender Stimme. In diesem Augenblick, als der letzte Rest seiner Kräfte zu schwinden und die kalte Hand des Todes ihn zu berühren drohte, glaubte er zu bemerken, daß das Wasser nicht mehr anwuchs. Matt öffnete er die Augen, aber schnell schloß er sie wieder, da gerade eine Welle auf ihn zurollte und ihn unter sich zu begraben drohte. Doch damit hatte die Flut auch ihre höchste Höhe erreicht. Der Herr hatte seinen Notschrei vernommen. Noch eine kurze Weile hielt sich das Wasser auf gleicher Höhe, und dann begann es langsam zu sinken. Neue Hoffnung fachte die fast erloschenen Lebensgeister wieder an. Nach Verlauf einer Stunde war das Wasser soweit gefallen, daß

er seine beinahe erstarrten Glieder bewegen und so etwas erwärmen konnte. Nach einer weiteren Stunde stand er völlig auf dem Trocknen. Völlig erschöpft, aber zugleich mit einem unbeschreiblichen Gefühl des Dankes warf sich der arme Fischer auf seine Kniee nieder, um den Herrn inmitten der ihn umringenden Wogen zu preisen.

Noch hatte er sein Dankgebet nicht beendigt, als plötzlich ein fernes Geräusch an sein Ohr schlug. Verwundert erhob er sich und lauschte. Das Geräusch näherte sich; bald unterschied er immer deutlicher die wohlbekannten Töne seines freudig bellenden Hundes. Bald zeigte sich seinen Blicken in der Ferne ein Boot, das rasch dem aus den Fluten auftauchenden Felsen zusteuerte. Auf dem Rande desselben stand der treue Hund. Als sich der Nachen bis auf einige Bootslängen der Klippe genähert hatte, sprang er freudig heulend in die Flut, um einen Augenblick später die todesbleichen Wangen seines Herrn liebkosend zu lecken. Gleich darauf landete das Boot, und der kleine Heinrich flog jubelnd in die Arme seines so wunderbar geretteten Vaters. Der Knabe war von der Flut ans Land getrieben worden und hatte dort bereitwillige Menschen gefunden, die alsbald mit ihm aufgebrochen waren, um die höchst zweifelhafte Rettung seines Vaters zu versuchen. Dieser drückte den wackern Männern herzlich die Hand und dankte ihnen mit einigen warmen Worten. Doch sie wollten nichts von Dank wissen.

„Nun aber flugs nach Hause!“ rief endlich der Vater, nachdem der erste Rausch des Entzückens verflogen war. „Die Mutter wird sich genug um uns ängstigen.“

„Nach Hause! nach Hause!“ wiederholte der Knabe jubelnd, und gefolgt von dem treuen Hunde, der vor Freude fast außer sich war, bestiegen beide das rettende Boot.

3.

Kehren wir unterdessen zu den trauernden Küstenbewohnern zurück. Die kleine Familie befand sich, wie wir wissen, während der Abenddämmerung auf den Dünen und richtete spähende Blicke auf die schweigsame See hinaus. Mehr und mehr schwand das Tageslicht, und tiefe Stille herrschte ringsum. Prachtvoll stieg der Mond empor und ließ die breiten, sanft gekräuselten Wogen in seinem Silberlicht erglänzen. Dennoch vermochte das Auge nicht sehr weit zu sehen, und das Ohr begann schärfer zu lauschen. Plötzlich erhob sich der Greis, der noch immer auf seinen Knieen lag, vom Boden und rief: „Hört! hört! da naht ein Boot!“

Alle lauschten mit gespannter Aufmerksamkeit; es war ein Moment der Furcht und der Hoffnung. Und in der That, immer deutlicher vernahm man den fernen Schall von gleichmäßigen Ruderschlägen; im nächsten Augenblick ließ sich der Alte wieder vernehmen: „Dort fern in der See erblicke ich einen schwarzen Punkt.“

„Wo? wo?“ schrieen Mutter und Kinder zugleich. Der Greis bezeichnete mit seinem Finger die Richtung, und alle wandten ihre Blicke dorthin, ohne jedoch etwas zu entdecken. Endlich bemerkten sie, eine nach der andern, wirklich ein kleines Segel, konnten aber nicht unterscheiden, welche Richtung es einschlug. Unter ängstlichem Harren verfloß nun eine Minute um die andere, bis man sich endlich überzeugte, daß das Fahrzeug dem

Platze entgegen steuerte, wo sich die wartende Familie befand. Näher und näher kam das Boot. Jetzt konnte man schon etliche Männer unterscheiden und vernahm zugleich das wohlbekannte Gebell des treuen Hundes. Endlich schienen auch die Schiffer die am Ufer Harrenden zu gewahren, denn unter lautem Jubel schwenkten sie die Hüte.

„Sie sind's! sie sind's!" jauchzten Mutter und Kinder zugleich und stürmten unter lautem Freudengeschrei den steinernen Stiegen zu. Im nächsten Augenblick lagen sie in den Armen des freudetrunkenen Vaters, dessen Begrüßungen durch ein herzliches „Willkommen!" des Greises, durch eine Thränenflut der glücklichen Mutter und durch die Jubeltöne der Kinder beantwortet wurden.

Mit herzlichem Danke nahm man jetzt Abschied von den wackern Männern, die den kleinen Heinrich so bereitwillig begleitet hatten. Im Triumphzuge schritt dann die glückliche Familie dem heimatlichen Herde zu, an welchem seit 24 Stunden ängstliche Sorge eine Stätte gefunden hatte. Es war nicht zu leugnen, daß der Fischer nebst seinem Sohne auf eine wunderbare Weise von dem gewissen Tode gerettet worden war. Jedoch vermochte der gute Mann in diesem Augenblick nicht alle die Fragen zu beantworten, mit denen man ihn bestürmte; das Glück, wieder wohlbehalten unter den Seinigen zu sein, wirkte zu mächtig auf seine Gefühle, und sein Herz floß über von Lob und Dank gegen den Herrn, der mit so mächtiger Hand den Engel des Todes abgewiesen hatte.

„Geduld, liebes Weib! Geduld, Herzenskinder!" mahnte er. „Geduld, bis wir uns umgekleidet und ein

wenig gestärkt haben; dann will ich Euch alles erzählen. Doch vorher laßt uns den Herrn anrufen und Ihm von Grund unsers Herzens ein Loblied singen!"

Die ganze Familie gehorchte dieser Aufforderung und beugte ihre Kniee; und nimmer ist wohl ein ernsteres und aufrichtigeres Dankgebet aus der Fischerwohnung zum Throne der Gnade emporgestiegen, nimmer freudiger ein Loblied gesungen worden, als in diesem feierlichen Augenblick.

Eine Stunde später aber saßen alle um den traulichen Herd, und der Fischer sowie sein kleiner Sohn teilten ihre traurigen Erlebnisse den aufmerksamen Zuhörern mit, während der treue Hund laut schnarchend an einem warmen Plätzchen ausgestreckt lag. Und als sie geendet hatten, sagte die Mutter mit tiefem Ernst:

„Der treue Herr hat unsern Unglauben tief beschämt. Gewiß, der Großvater hatte recht, als er uns in den bangen Stunden mit den Worten tröstete: „Wer auf Gott vertraut, wird nicht zu Schanden werden und hat nichts zu fürchten." — —

Wie gefällt dir diese Erzählung, mein junger Leser? Du siehst, daß der starke Gott selbst in der größten Gefahr Mittel und Wege zur Rettung weiß. Doch kannst du noch eine andere Lehre aus dieser Geschichte ziehen. Die Gefahr, in welcher der arme Fischer schwebte, ist ein treues Bild von dem Zustande, in welchem sich jeder natürliche Mensch befindet. Dem Menschen ist es gesetzt, einmal zu sterben, und darnach das Gericht. Die Wellen des Todes steigen mit jedem Tage höher und höher; einmal hört das Herz auf zu schlagen, und der Atem stockt. Alle Menschen wissen das, aber nur

wenige bedenken den Ernst dieses unausbleiblichen Ereignisses. Die große Masse ist stets bemüht, den Gedanken an Tod und Ewigkeit so weit als möglich von sich fern zu halten. Ach, wie gern täuscht sich der Mensch! Wie gern richtet er sich auf dieser Erde ein, als ob er ewig hier bliebe! — Wie machst du es, mein lieber Leser?

Der arme Fischer täuschte sich nicht über die herannahende Gefahr. Obwohl die Oberfläche des Meeres noch tief unter ihm lag, so wußte er doch aus Erfahrung, daß die Flut bald eintreten würde, ebenso wie der Mensch weiß, daß ein unausbleiblicher Tod ihm bevorsteht; und noch vor dem Anbruch der Flut traf er Vorkehrungen, um sein Leben zu retten. Als die Gefahr wirklich da war, vermochte er keine Rettungsversuche mehr zu machen. Siehst du? Noch strotzen vielleicht deine Wangen von der Fülle der Gesundheit. Wird dadurch dein von Gott bestimmter Todestag zurückgeschoben? O nein. Die Gefahr des Todes ist darum nicht vermindert. Du weißt, daß jeder Tag dich einen Schritt näher zum Grabe bringt. Und dennoch machst du keine Rettungsversuche? Und beachte es wohl, nicht nur kannst du dem natürlichen Tode nicht entgehen, sondern hinter diesem Tode lauert ein andrer Tod, „der zweite Tod"; es erwartet dich eine endlose, schreckliche Ewigkeit, wo, wie der Herr selbst sagt, der Wurm nicht stirbt und das Feuer nicht erlischt. Hörst du nicht die warnende Stimme: „Eile, errette deine Seele"?

O mein lieber Leser! wenn du dem Worte Gottes glaubtest und deinen traurigen, verlornen Zustand erkänntest, gewiß, du würdest zittern vor einem Tage

des gerechten Gerichtes Gottes, an welchem deine Sünden und Vergehungen ihre Vergeltung finden werden, und du würdest fragen: „Wo finde ich Vergebung, wo finde ich Rettung?“ Wenn aber dein Mund, angesichts der nahen Gefahr, die dich umringt, zu einer solchen Frage sich öffnete, gewiß, du würdest eine Antwort vom Himmel bekommen, und dein Herz würde bald ruhig und glücklich werden. Du würdest mit Freuden sagen können, daß alle deine Sünden vergeben, und daß du gerettet seiest von Gericht und Verdammnis. Ja, dann würdest du erfahren, daß du nicht, wie unser armer Fischer, eine Erhöhung zu bauen gezwungen bist, um dein Leben vom ewigen Tode zu retten, sondern daß ein Anderer für deine Errettung völlige Vorsorge getroffen hat. Solltest du nicht wissen, wer dieser Andere ist, der für den Gottlosen und Sünder auf Golgatha den bittern Kelch des Todes gekostet hat, um jedem Glaubenden Leben und Seligkeit zu schenken? Hier ist Rettung für dich, für alle Verlornen, aber auch nur hier; denn „es ist in keinem andern das Heil, denn auch kein andrer Name ist unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in welchem wir müssen errettet werden.“ (Apstgsch. 4, 12.)

Ich wünsche von Herzen, meine lieben, jungen Freunde, daß ihr diesen freundlichen Heiland kennen lernen möchtet. Wer an Ihn glaubt, der hat Vergebung seiner Sünden, und dem können die Fluten des Todes, so hoch sie sich auch erheben mögen, nimmer Schaden bringen; er ist gerettet für die Ewigkeit. Anstatt mit Angst und Schrecken an die Zukunft denken zu müssen, kann er mit ruhigem und glücklichem Herzen den Tod erwarten. Er führt ihn hinüber in die ewige Heimat,

in das Vaterhaus droben. Ja, er braucht vielleicht nicht einmal durch den Tod zu gehen. Er hat das glückselige Vorrecht, den Herrn Jesum vom Himmel erwarten zu dürfen, um in einem Nu, in einem Augenblick verwandelt zu werden, um diesen sterblichen Leib der Niedrigkeit abzulegen und einen neuen, verherrlichten Leib anzuziehen und dann mit Jesu in die himmlische Herrlichkeit einzugehen. Er kann mit dankbarem Herzen in die Worte des Liedes einstimmen:

Unsrer Seelen tiefstes Sehnen
Geht zum Vaterhaus hinauf,
Wo die Leiden und die Thränen
Und die Klagen hören auf.
Was kein Aug', kein Ohr vernommen,
In kein Menschenherz gekommen,
Wird den Deinen dort zu teil.

Bald, Herr, kommst Du uns entgegen,
Führst uns in die Heimat ein,
Wo wir ruh'n von harten Wegen,
Ungetrübt uns ewig freu'n;
Ewig Deiner Liebe singen,
Preis, Anbetung, Dank Dir bringen,
Ewig jauchzen Dir zur Ehr'.

Der Säemann.

Sicher sind die meisten meiner jungen Leser schon einmal auf dem Lande gewesen und haben zugesehen, wie die Landleute es machen, wenn sie ihren Roggen oder ihren Weizen aussäen. Und wer es noch nicht gesehen hat, der kann sich aus dem Bilde auf der folgenden Seite leicht eine Vorstellung davon machen.

Das Säen ist ein sehr wichtiges Stück Arbeit, und nicht jeder ist geschickt dazu. Wohl ist es wahr, daß weder

Säen noch Pflanzen etwas helfen kann, wenn Gott nicht das Wachstum giebt; aber doch würde kein Korn wachsen, wenn es nicht vorher gesät worden wäre. Deshalb geht der Landmann zur bestimmten Zeit auf's Feld und streut den Samen in den Boden, welcher durch den Pflug und die Egge zur Aufnahme der Saat vorbereitet ist. Fürchtet er Gott, so bittet er Ihn, daß Er Sein Gedeihen dazu geben möge. Und welch eine Freude ist es für ihn, wenn die Körner aufzukeimen beginnen und überall die zarten Hälmchen emporsprießen, die bald

stärker werden und eine reiche Ernte in Aussicht stellen! Wenn dann der Herbst kommt, so wird das reife Korn unter lautem Jubel in die Scheunen gesammelt.

Doch ich schreibe diese Zeilen nicht, um meinen Lesern Unterricht in der Ackerbaukunde zu geben — mein Zweck ist ein ganz andrer. Ich wollte mich mit ihnen ein wenig über das Gleichnis von dem Säemann unterhalten, welches der Herr Jesus in Matth. 13 der um Ihn versammelten Volksmenge mitteilt. Der Herr gebraucht dort das Säen des Getreides als ein Bild von der Predigt des Evangeliums an Sünder.

„Siehe, der Säemann ging aus zu säen;" mit diesen Worten beginnt der Herr Seine Unterweisungen. Wer ist dieser Säemann? Es ist der Herr Jesus selbst, der in den Acker der Welt den lebendigen Samen des Wortes Gottes ausstreut, damit er aufgehe und viel Frucht trage. Als der Herr Jesus auf Erden war, streute Er überall diesen Samen aus. Unermüdlich war Er damit beschäftigt; durch nichts ließ Er sich abhalten. Doch der Herr Jesus verließ, nachdem Er durch sich selbst die Reinigung unsrer Sünden vollbracht hatte, diese Erde und setzte sich zur rechten Hand Gottes. Im gegenwärtigen Augenblick ist jeder Diener Jesu, der in der Kraft des Heiligen Geistes ausgeht, ein Säemann. So lange der Tag des Heils noch währt, wird der Same des Wortes Gottes durch die Prediger des Evangeliums auf den Acker der Welt ausgestreut. Welch eine Gnade von seiten des Herrn! Er wendet alles auf, um Sünder selig zu machen. Auf allerlei Weise wirkt Er an ihren Herzen, hier durch einen Traktat, dort durch eine Verkündigung des Evangeliums oder auch durch das Lesen der Heiligen Schrift. Auch läßt Er oft die Umstände so

zusammentreffen, daß man stille steht und über das Heil seiner Seele nachzudenken beginnt und mit dem Kerkermeister zu Philippi fragt: „Was muß ich thun, auf daß ich errettet werde?"

Doch hören wir weiter, was der Herr Jesus sagt: „Siehe, der Säemann ging aus zu säen; und indem er säete, fiel etliches an den Weg, und die Vögel kamen und fraßen es auf. Anderes aber fiel auf das Steinichte, wo es nicht viel Erde hatte; und alsbald ging es auf, weil es nicht tiefe Erde hatte. Als aber die Sonne aufging, wurde es verbrannt, und weil es keine Wurzel hatte, verdorrte es. Anderes aber fiel unter die Dornen; und die Dornen schossen auf und erstickten es. Anderes aber fiel auf die gute Erde und gab Frucht: das eine hundert-, das andere sechzig-, das andere dreißigfältig." (Matth. 13, 3—8.) So wird auch das Wort Gottes auf viererlei Weise durch die Welt aufgenommen. Der Herr Jesus erklärt dieses Seinen Jüngern, welche das Gleichnis nicht verstanden hatten. Viele hören die Predigt des Evangeliums an; doch sobald sie das Wort gehört haben, kommt der Teufel und nimmt weg, was in ihre Herzen gesäet war. Wie oft mag dies schon bei vielen meiner jungen Leser der Fall gewesen sein! Ich bin überzeugt, daß sie schon oft das Evangelium gehört haben, sei es durch ihre Eltern, oder durch Freunde und Bekannte, sei es durch das Lesen des Wortes, oder endlich auch durch die „Samenkörner". Doch welche Wirkung hat es gehabt? Ist es nicht, wie man sagt, zu dem einen Ohr hinein- und zu dem andern wieder herausgegangen? Ach! man denkt über das Gehörte nicht weiter nach und geht hin, ohne daß es irgend welchen Einfluß auf das Herz und Gewissen ausgeübt hätte.

Andere Menschen hören das Wort Gottes und nehmen es mit Freuden auf. Sie freuen sich darüber, daß der Herr so liebreich und gnädig ist. Doch wenn Trangsal und Verfolgung entstehen um des Wortes willen, so ärgern sie sich. Vielleicht ist es einigen meiner jungen Freunde auch so ergangen. Sie haben das Wort Gottes verkündigen hören und sich eine Zeitlang in der Liebe des Herrn glücklich gefühlt. Doch als sie durch ihre Kameraden darüber ausgelacht und verspottet wurden, schämten sie sich, gewannen allmählich die Welt wieder lieb und waren bald wieder gerade so, wie sie früher gewesen waren.

Dann giebt es wieder andere Menschen, die das Wort hören, doch „die Sorge des Lebens und der Betrug des Reichtums ersticken das Wort, und es bringt keine Frucht". Sie wollen die Vergnügungen der Welt nicht preisgeben, sondern würden gern den Dienst Gottes mit dem Dienste der Welt vereinigen. Doch das geht nicht. Man kann nicht Gott dienen und der Welt. Und deshalb verlassen sie den Herrn, um der Welt anzuhangen und ihren Freuden nachzujagen.

Endlich fällt das Wort bei einigen auf gute Erde. Sie hören das Wort nicht nur, sondern verstehen es auch und nehmen es an mit ihrem Herzen; sie erfreuen sich in demselben, und es bringt Frucht zum ewigen Leben.

Wir lernen daher aus diesem Gleichnis, daß nur ein kleiner Teil von denen, die das Evangelium hören, das Wort mit dem Herzen annimmt und wahrhaftig an Jesum glaubt. Gehörst du, mein lieber Leser, zu diesen wenigen? Oder hast du das Evangelium wohl schon oft gehört, aber noch nicht wirklich angenommen? Bedenke

wohl, daß du ohne Jesum verloren, ewig verloren bist! „Wer dem Sohne nicht glaubt, wird das Leben nicht sehen, sondern der Zorn Gottes bleibt auf ihm.“ Bedenke auch wohl, wie groß deine Verantwortlichkeit ist! Du wirst nimmer sagen können, daß die Liebe Gottes dir nicht vorgestellt worden sei; o nein, auf allerlei Weise hat der Herr schon zu dir geredet und an dein Herz angeklopft. Und auch jetzt richtet Er sich wieder an dich. Er wird nicht müde, dich immer auf's neue einzuladen, doch zu Ihm zu kommen und durch den Glauben an Ihn die Vergebung deiner Sünden und das ewige Leben zu finden. Ach! weigere dich nicht länger, der Einladung zu folgen! Was kann die Welt dir geben? Nichts anders als Mühe und Verdruß. Und was deine Freunde und Kameraden betrifft, ist es nicht besser, ihren Spott über dich ergehen zu lassen, als einmal in der Hölle beklagen zu müssen, daß du ihre Freundschaft dem Dienste Jesu vorgezogen hast? Wenn du wirklich Jesu dein Herz schenkst, so wird Er dir auch Kraft geben, um dem Dienst der Welt Lebewohl zu sagen und den Spott deiner Freunde zu ertragen. Komme deshalb zu Jesu! Er ladet dich so freundlich ein. Er hat dich lieb, und Seine Arme sind weit geöffnet, um dich zu empfangen und für ewig zu erretten. Warte nicht länger, sondern übergieb dich Jesu von ganzem Herzen und erfreue dich in Seiner unendlichen und unbegreiflichen Liebe!

Jack, der Matrose.

Ich war, so erzählt eine christliche Dame, erst seit kurzer Zeit bekehrt und noch sehr unbekannt mit dem Worte Gottes. Ich wußte in der That nicht, wo ich diese oder jene Stelle finden sollte; ich kannte eigentlich nur die wenigen Verse, die Gott mir selbst gezeigt hatte, als ich in meiner Verzweiflung zu Ihm rief: „Was muß ich thun, daß ich errettet werde?“ Aber obgleich ich noch so unwissend war, wußte ich doch, daß Gott mich errettet und mir, einer unwürdigen Sünderin, in dem Tode und der Auferstehung Christi das ewige Leben geschenkt hatte. Niemals zweifelte ich daran, daß ich wirklich errettet sei; Gott hatte es gesagt, und das war mir genug. Meine Seele ruhte in den köstlichen Worten: „Also ist jetzt keine Verdammnis für die, welche in Christo Jesu sind.“ (Röm. 8, 1.) Eine große Sehnsucht erfüllte mich, die frohe Botschaft von Jesu, dem Heilande der Sünder, auch andern zu bringen, und ich flehte täglich zu Gott: „O Gott, sende Du mich doch mit einer Botschaft von Dir selbst zu einigen verlornen Seelen!“ In meiner Unwissenheit sagte ich sogar: „Mache Du mich zum Mittel der Segnung bei einer Seele, nur bei einer, und dann laß mich sterben.“ Ich hatte wenig Gelegenheit, mit anderen zu sprechen, und war auch zu furchtsam dazu. Doch ich sehnte mich nach jener einen Seele und flehte vertrauensvoll zu Gott, daß Er mich zu ihr führen möchte. Die Antwort kam in einer Weise, wie ich sie nicht erwartet hatte.

Jakob H., oder Jack, wie er kurzweg von seinen Kameraden genannt wurde, wohnte schon seit langer Zeit neben uns. Ich sah ihn oft an unserm Hause

vorübergehen und kannte ihn als einen Mann, der selten oder nie nüchtern war. Der schwankende Gang, das aufgedunsene Gesicht und das gläserne Auge kennzeichneten ihn als einen Trunkenbold. Ich hatte immer tiefes Mitleid mit dem armen Mann gefühlt, und mehr noch mit seiner unglücklichen Familie; allein nie war es mir in den Sinn gekommen, sein Haus aufzusuchen oder mit ihm zu reden. Ich zitterte vor einem Zusammentreffen mit ihm. Jack war Matrose und die meiste Zeit seines Lebens auf der See. Nur dann und wann kam er für kurze Zeit nach Hause und vertrank dann in wenigen Tagen alles, was er auf seinen Reisen verdient hatte. Seine arme, schwache Frau mußte sehen, wie sie sich mit ihren Kinderchen durchschlug.

Eines Tages saß ich, mit einer Handarbeit beschäftigt, am Fenster. Plötzlich hörte ich ein lautes Geräusch auf der Straße. Verwundert aufblickend, bemerkte ich Jack, der Arm in Arm mit einem seiner Kameraden unter Singen und Lärmen seinem Hause zuwankte. „Herr, erbarme Dich seiner," betete ich unwillkürlich. Plötzlich schien mir jemand zuzuflüstern: „Gehe hin und erzähle ihm von Jesu." Vergeblich suchte ich diesen Gedanken wieder los zu werden. So unangenehm er mir war, und so oft ich ihn auch zu unterdrücken suchte, immer kehrte er von neuem zurück. Ich dachte wie Moses: „Herr sende doch, durch wen Du senden willst." Aber Tag und Nacht hieß es in mir: „Gehe zu Jack und bringe ihm die frohe Botschaft von Jesu." Endlich begab ich mich zitternd auf den Weg. Bald hatte ich die ärmliche Hütte erreicht, wo Jack mit seiner Familie einige Dachstübchen bewohnte. Mit klopfendem Herzen stieg ich die verfallene Treppe hinauf.

Einen Augenblick blieb ich vor der Thüre stehen und flehte zum Herrn um Seinen Beistand; dann klopfte ich an. Die Thür wurde schnell von einer blassen, traurig aussehenden Frau geöffnet, die mich erschrocken anstarrte, als ich fragte, ob ihr Mann zu Hause sei. Endlich faßte sie sich so weit, um meine Frage beantworten zu können. „Ja," sagte sie, „er ist zu Hause, aber er kann Sie nicht empfangen; er ist krank." Erleichterten Herzens wollte ich gerade erwidern: „Dann komme ich ein anderes Mal wieder," als eine heisere, unangenehme Stimme aus dem Nebenzimmer rief: „Komm herein! Ich muß Dich sehen."

Zögernd trat ich über die Schwelle. Ich war in der Küche, aber ich erschrak fast über die Armut, die hier herrschte. Neben dem Feuer bemerkte ich ein schmächtiges, kränkliches Kind, das den kleinen Kopf müde in die hohle Hand gestützt hielt und mich verwundert betrachtete. Ich wandte mich zu ihm, um einige Worte mit ihm zu sprechen; aber in diesem Augenblick ertönte von neuem die Stimme Jacks. In zornigem Tone rief er: „Komm herein! sage ich Dir: komm herein!" Sogleich begab ich mich in das anstoßende Schlafzimmer, wo Jack noch halb angekleidet auf dem Bett lag. Sein zorngerötetes Gesicht sah noch schrecklicher aus wie gewöhnlich.

„Mache die Thür zu, Tom!" rief er mir entgegen, aber dann brach er plötzlich ab und sah mich mit starrem Erstaunen an. Er hatte einen seiner Kameraden erwartet, und nun sah er auf einmal ein junges Mädchen vor sich.

„Darf ich mich neben Ihr Bett setzen?" fragte ich jetzt in freundlichem Tone.

„Wenn Sie sich nicht scheuen, neben einem Trunkenbolde zu sitzen," lautete die Antwort.

„Jack," begann ich, nachdem ich mir einen Stuhl herbeigerückt hatte, „ich bin nicht gekommen, um mit Ihnen über das Trinken zu sprechen, sondern um Ihnen eine Botschaft von Gott zu bringen."

„Ich hasse Gott," antwortete er, „und Gott weiß, daß ich Ihn hasse."

„Aber was ich Ihnen bringen wollte, ist eine Botschaft der Liebe. Gott hat mich zu Ihnen gesandt, um Ihnen zu sagen, daß Er Sie so lieb gehabt hat, daß Er Seinen eingebornen Sohn hingab, um für Sie zu sterben, und daß Er in diesem Augenblick, ehe Sie noch Ihr Bett verlassen, bereit ist, Ihre Seele zu erretten."

„Wenn das wahr ist," erwiderte Jack, „so ist es die beste Botschaft, die mir je gebracht worden ist. Aber es ist unmöglich, daß Gott, den ich seit Jahren gelästert habe, Sie mit einer Botschaft an mich senden sollte, während ich hier liege und meinen Rausch ausschlafe."

Ich erzählte ihm jetzt, wie der Herr mich errettet und mir den Wunsch ins Herz gelegt habe, auch einem andern die frohe Botschaft von Jesu zu bringen, und daß ich glaube, daß gerade er dieser andere sei. Einige Minuten sah er mich unverwandt an. Meine Worte schienen ihn tief getroffen zu haben. Endlich stahl sich eine Thräne nach der andern aus seinem Auge und rollte langsam die Wangen herab in den dichten Bart. Mit einfachen Worten schilderte ich ihm jetzt den Zustand des Sünders vor Gott, aber auch, was Gott gethan habe, um den Sünder zu erretten. Als ich mich nach einiger Zeit erhob, um mich von ihm zu verabschieden,

bat er mich dringend, bald wiederzukommen. Ich versprach dies und verließ dann das Haus.

Am nächsten Morgen kam Jacks ältester Knabe zu mir gelaufen mit der Frage, ob es mir nicht möglich sei, seinen Vater noch einmal zu besuchen. Gern sagte ich zu. Ich fühlte gar keine Furcht mehr. Schon einige Augenblicke später stand ich am Fuße der alten Treppe, die zu Jacks Wohnung hinaufführte. Leichten Herzens eilte ich hinauf. In der Thür der Küche stand Jack zu meinem Empfang bereit. Er ergriff meine beiden Hände, drückte sie mit großer Wärme und sagte dann:

„Gott segne Sie! Ich bin Ihre erste Seele; möchten Sie noch viele andere gewinnen! Ich bin gerettet, indem ich einfach geglaubt habe, was Christus für mich gethan hat. Er hat Sein Leben für mich gelassen, und ich, ich habe Ihn gehaßt; und ach! ich habe meine arme Frau und Kinder fort und fort mißhandelt, ich bin ein trauriger, schlechter Mensch gewesen. Aber ich weiß, daß auch sie zu Christo kommen werden, und dann werden wir alle zusammen glücklich sein."

Thränen der Rührung erstickten seine Stimme. Plötzlich aber überzog ein Ausdruck der Trauer sein eben noch freudig glänzendes Gesicht. Schweigend zog er mich in das Nebenzimmer. Als er hier vor dem Fenster stand und das Licht voll in sein Gesicht schien, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß er sehr krank aussah. Die Röte, die früher seine Wangen bedeckte, hatte einer fahlen, gelben Farbe Platz gemacht; seine Lippen waren blutleer, und sein ganzer Körper zitterte. Er war ein Mann in der Blüte seiner Jahre, aber die

Sünde hatte die einst so starke und kräftige Gestalt verwüstet. „Jack," sagte ich, „Sie sind krank."

„Das ist nicht schlimm," erwiderte er; „der Arzt sagt, ich habe eine Herzkrankheit. Aber das ist es nicht, worüber ich gern mit Ihnen sprechen wollte. Ich weiß, meine Seele ist gerettet; aber wie soll ich dem schrecklichen Trunk entfliehen? Wenn ich noch einmal wieder ausgehen sollte, so weiß ich ganz gewiß, daß ich der Versuchung nicht widerstehen könnte, und welch eine Schande würde das auf den Namen Christi bringen!"

Mit diesen Worten legte er seinen Kopf auf den Tisch und weinte wie ein Kind. Einige Minuten stand ich ihm wortlos gegenüber. Ich wußte nicht, was ich ihm erwidern sollte, und flehte zu Gott um Weisheit. Endlich hob ich an:

„Jack, haben Sie in Bezug auf Ihre Seele Gott völlig vertraut?"

„Ja, ja," antwortete er schluchzend, „und ich wünschte, Er nähme mich in dieser Minute zu sich. Mein Weib und meine Kinder könnte ich Ihm vertrauensvoll anbefehlen. Aber in Bezug auf mich selbst habe ich gar kein Vertrauen. Ach, wenn dieses schreckliche Trinken nicht wäre! Sie kennen nicht diesen quälenden Durst, dieses brennende Verlangen nach dem Branntwein. Selbst in diesem Augenblick fühle ich es. Zu Zeiten ist es so schlimm, daß ich für ein Glas Grog mein Weib und meine Kinder verkaufen könnte."

„Jack," rief ich entsetzt aus, „das ist schrecklich! Doch so schrecklich es ist, der Eine, der Ihre Seele errettet hat, kann Sie auch vor dem Trinken bewahren. Wollen Sie Ihm in Bezug hierauf nicht vertrauen?"

Ich kniete nieder, um den Herrn um Seine Hülfe zu bitten. Im nächsten Augenblick lag Jack an meiner Seite und schrie in herzerschütternden Tönen zu Gott um Befreiung aus der Gewalt dieser schrecklichen Leidenschaft. Als wir uns von unsern Knieen erhoben, sagte er: „Jetzt kann ich Ihm vertrauen, sowohl für meine Seele als auch für meinen Leib: Ich bin jetzt nicht mehr bange, auszugehen. Ich sehe, Christus ist genug für jede Versuchung; aber dennoch wünschte ich, daß Er mich heimholte."

Am nächsten Tage wurde Jack auf's Krankenlager geworfen, von welchem er sich erst nach Wochen wieder erhob. Ich besuchte ihn häufig. Mehrere Male sagte er zu mir: „Ohne Zweifel hat der gnädige Herr mir diese Krankheit geschickt, um mich vor den Versuchungen, die ich so sehr fürchtete, zu bewahren und mich mehr von Ihm erkennen zu lassen, der wertvoller für mich ist als alles auf der ganzen Erde." Oft lasen wir das Wort Gottes zusammen, und es war schön zu sehen, wie die Gnade Gottes sich an dem armen Kranken offenbarte. Er verlangte, wie einst ich, nach andern Seelen und bat mich oft, doch besonders mit den Trunkenbolden zu reden. „Ich bin," so pflegte er zu sagen, „Ihre erste Seele, aber nicht Ihre letzte; begnügen Sie sich nicht mit einer Seele. Die armen, unglücklichen Trunkenbolde! Ach, wenn ich ihnen doch auch von dem Einen erzählen könnte, der sie so lieb hat! Denn der Trunkenbold glaubt, daß Gott ihn hasse, und daß sich jedermann von ihm abwende."

Allmählich erholte sich Jack wieder, und nicht lange nachher verließ er uns, um wieder zur See zu gehen. Doch machte er nur kurze Reisen, so daß wir

Samenkörner (Alte Folge) 10

uns noch häufig sehen konnten. Er war völlig verändert. Auch seine Wohnung gewann nach und nach ein anderes Aussehen. Ein Hausgerät nach dem andern konnte angeschafft werden, da Jack jetzt seinen ganzen Verdienst nach Hause brachte. Seine Frau und seine Kinder sahen frischer und wohlgenährter aus als früher. Ihre Kleidung war, obwohl einfach, doch nett und gefällig. Das kleine kranke Mädchen genoß jetzt eine gute Pflege und erholte sich zusehends. Kurz, alles war verändert. Niemand war glücklicher als der gute Matrose selbst. Wo er konnte, suchte er mir seine Liebe und Dankbarkeit zu beweisen. Nie kehrte er von einer Reise zurück, ohne mir die eine oder andere Kleinigkeit mitzubringen, einmal eine schöne Muschel, dann ein Nadelkissen, dann wieder ein aus Muscheln und Kieselsteinen künstlich zusammengesetztes Herz u. s. w.

Eines Tages besuchte ich ihn, als er gerade im Begriff stand, eine seiner kurzen Seereisen anzutreten. Wir unterhielten uns noch einen Augenblick über das Wort Gottes, welches jetzt seine Wonne war. Dann trennten wir uns mit glücklichem Herzen. Einige Tage später wurde ich gebeten, sogleich zu Frau H. zu kommen. Ich eilte hin und fand sie in Thränen aufgelöst. Unter fortwährendem Schluchzen erzählte sie mir, daß sie soeben die Nachricht von dem Tode ihres Mannes erhalten habe. Das Schiff Jacks war wohlbehalten an dem Orte seiner Bestimmung angelangt, aber — mit seiner Leiche an Bord.

Ich weinte mit der trauernden Witwe, aber zugleich konnte ich ihr in freudiger Zuversicht sagen: „Jack ist beim Herrn.“ Einige Wochen später hörten wir aus dem Munde eines seiner Kameraden etwas Näheres

Samenkörner (Alte Folge) 10

über seinen Tod. Derselbe erzählte: „Jack war gerade beschäftigt, seine Schuhe zuzuschnüren, als er plötzlich aufs Deck zurückfiel und mir zurief: „Richard! komm einmal hierher! Ich fühle, daß ich nicht mehr lange leben werde; in einigen Augenblicken werde ich bei dem Herrn sein. Sage meinem Weibe, sie solle ihr Herz auch dem Herrn übergeben; und der Dame, die mir von Ihm erzählt hat, kannst Du mitteilen, daß ich mit glücklichem Herzen heimgegangen sei." Nach diesen Worten drückte er mir noch einmal herzlich die Hand, wies dann lächelnd mit dem Finger nach oben, sank zurück und war tot."

Der kleine Trotzkopf.

Vor einiger Zeit erzählte mir ein Freund ein Geschichtchen, welches so recht die Verkehrtheit des menschlichen Herzens „von Jugend auf" zeigt, und ich will versuchen, es meinen jungen Freunden und Freundinnen wieder zu erzählen. Vielleicht möchte es dem einen oder andern von ihnen nützlich sein.

„Mein kleiner Knabe," so hob mein Freund ungefähr an, „hatte sich eines Tages sehr ungezogen gegen mich betragen, so daß ich ihn ernstlich züchtigen mußte. Laut weinend stand er in einer Ecke des Zimmers, und es währte eine geraume Zeit, ehe er sich so weit beruhigt hatte, daß man ein Wort mit ihm reden konnte. Dann aber nahm ihn meine Frau mit sich ins Nebenzimmer und stellte ihm vor, wie häßlich er gehandelt und wie tief er mich dadurch betrübt habe. Eine Weile schien dies gar keinen Eindruck auf den Kleinen zu machen; denn als

die Mutter ihn aufforderte, zu mir zu gehen und mich um Verzeihung zu bitten, wandte er sich trotzig ab. Nach einiger Zeit besann er sich jedoch eines andern, schlich aus dem Zimmer, schritt zögernd auf mich zu und sagte mit leiser Stimme:

„Papa, vergieb mir!"

„Was soll ich Dir denn vergeben?" fragte ich.

Keine Antwort. Ich wiederholte meine Frage noch einmal, aber die feinen Lippen schienen sich nur noch fester auf einander zu pressen. Kein Laut entschlüpfte ihnen. Ich sagte deshalb:

„Ja, Karl, wenn Du nicht weißt, was Du gethan hast, so kann ich Dir unmöglich vergeben."

Trotzig schaute der Kleine vor sich nieder. Das Bekenntnis seiner Schuld wollte nicht über die widerstrebenden Lippen. Lange stand er so da. Endlich jedoch traten Thränen in sein Auge, und mit bewegter Stimme sagte er:

„Papa, ich bin sehr unartig und ungezogen gegen Dich gewesen. Willst Du mir verzeihen?"

Der Stolz war gebrochen, das Bekenntnis war da, und mit Freuden ließ ich dem Kleinen Vergebung zu teil werden."

So erzählte mein Freund. Ich dachte aber an die jungen Leser der „Samenkörner" und fragte mich: „Sollte es manchem von ihnen nicht auch so gehen, wie dem kleinen Karl? Sollten sie es Gott gegenüber nicht oft gerade so machen, wie Karl seinem Vater gegenüber?" Warum gehen Kinder, welche bekennen, daß sie gern errettet zu werden wünschen, und daß sie viel zu Gott beten, oft Monate, ja, Jahre lang hin, ohne Frieden zu finden? Will Gott sie nicht annehmen?

O gewiß! Es ist ja Seine Freude, den Sünder zu erretten, Seine Freude, ihm alle seine Sünden zu vergeben. Aber woran liegt es denn? Der Apostel Johannes sagt: „Wenn wir unsre Sünden bekennen, so ist Er treu und gerecht, daß Er uns die Sünden vergiebt und reinigt uns von aller Ungerechtigkeit." (1. Joh. 1, 9.) Hast du schon jemals deine Sünden wirklich bekannt, mein Leser? Bist du vor Gott gekommen in einem Gefühl dessen, was du gethan hast und was du vor Ihm bist? Wenn nicht, so konnte dir Gott noch nicht vergeben. Aber sobald du so kommst, ist Er treu und gerecht, daß Er dir deine Sünden vergiebt und reinigt dich von aller Ungerechtigkeit.

Der Sohn eines reichen Vaters.

1.

Es war ein heiterer Sommerabend. Ihre Geschäftslokale oder ihre Werkstätten verlassend, eilten plaudernde Gruppen durch die breiten, schönen Straßen Hamburgs ihren Wohnungen zu. Ueberall zeigte sich Leben und Bewegung. Jede Art von Fuhrwerk — von der glänzendsten Karosse bis zum armseligsten Eselskarren herab — rollte her und hin und erhöhte durch sein Gerassel, begleitet von dem Peitschenknallen der Kutscher und Fuhrleute, das Getöse bis zu einem Grade, daß man kaum sein eigenes Wort verstehen konnte.

Unter der geschäftig dahinwogenden Menschenmenge in einer der belebtesten Straßen bemerkte man um diese Zeit die Gestalt eines jungen Mannes, dessen Gesichtsbildung auf den ersten Blick einen Nachkommen Abra-

hams erkennen ließ. In seinen Mienen lag ein Ernst, dem man selten in einem so jugendlichen Alter begegnet. Fast wehmütig starrte sein großes, dunkles Auge zu dem blauen Himmelsgewölbe empor. Der Straßenlärm schien sein Ohr unangenehm zu berühren, und sein ganzes Verhalten deutete darauf hin, daß er sich nach Einsamkeit sehnte, um die Schönheit des Abends ungestört genießen zu können. Wie aus tiefem Nachdenken erwachend, setzte er seine Füße plötzlich in eine schnellere Bewegung und verdoppelte seine Schritte. Mit eiliger Hast wandte er dem Getümmel den Rücken und bog in eine der Nebenstraßen Hamburgs ein, wo er weit langsamer als zuvor seinen Gang fortsetzte.

Einen ganz andern Anblick bot diese Straße als diejenige, welche wir soeben verlassen haben. Hatten dort der Reichtum und die Ueppigkeit dieser Welt ihre glänzenden Seiten entfaltet, so stellten sich hier der Schmutz und das düstere Aussehen der Armut zur Schau; erblickte man dort, inmitten eines ohrbetäubenden Getöses das fröhliche, sorglose Treiben der großen Menge, so zeugten hier die bleichen, finstern Mienen der Bewohner von der Not und den Kümmernissen dieses Lebens, während nur der Lärm zerlumpter Kinder hie und da das Schweigen brach.

Und dennoch schien das ganze Wesen des jungen Studenten — denn ein solcher war es — bei diesem Anblick wie neu belebt zu sein. Es war sonderbar; obgleich den höheren Ständen angehörend, schien ihn das ihn umgebende Elend anzuziehen und seinem Gemüte mehr zuzusagen als die Freuden der sogenannten großen Welt. Er sah hier Unglückliche; und zu ihnen fühlte er sich hingezogen. Wie? war er denn etwa selbst un-

glücklich? Wie hätte er es sein können, da ihm, dem Schoßkinde des Glückes, die Welt ihre reichsten Genüsse und ihre glänzendsten Vergnügungen in Fülle darbot? Und dennoch war er unglücklich. Ach! die Reichtümer und Freuden dieser Welt zerstreuen das Herz und blenden das Auge wohl für eine Zeit; aber sie verleihen kein dauerndes Glück, keinen Trost, keine Ruhe, keinen Frieden.

Doch es war nicht immer so gewesen. Unter der Pflege liebender Eltern, die ihre ganze Sorgfalt auf den einzigen Sohn verwandten, und von einem strenggläubigen Rabbiner im Judentum erzogen, hatte er, stolz auf seine Religion, alle Vorurteile eines Juden gegen Andersdenkende eingesogen und auf einen jeden, der nicht Jude war, mit Verachtung herabgeblickt. Er sah das gottlose Treiben derer, die sich Christen nannten; er hörte, wie sie sich ohne Scheu ihres Unglaubens rühmten und den Gekreuzigten, dessen Namen sie trugen, durch Wort und That verleugneten und schmähten, während er selbst mit strenger Pünktlichkeit die Regeln und Vorschriften seiner Religion zu beobachten sich anstrengte. Mußte ihn dies alles nicht zufrieden mit sich selbst und groß in seinen eigenen Augen machen? Mußte er sich nicht in seinem Selbstvertrauen sagen, daß die Juden, wie ehedem so auch jetzt, das einzig wahre Volk Gottes auf Erden seien? Ja, so war es eine Zeitlang gewesen.

Dennoch aber sollte dieses Selbstvertrauen erschüttert werden. Da er es aufrichtig meinte, war er nie ganz mit sich zufrieden. Er hatte Augenblicke, wo er sich gestehen mußte, daß er höchst unglücklich sei; und dann boten ihm weder seine Religionsbegriffe, noch die Be-

lehrungen der Rabbiner, noch endlich die zerstreuenden Vergnügungen dieses Lebens irgend welchen Trost. Der empfindlichste Stoß aber sollte noch kommen. Kurz nach einander rief der Tod seine beiden Eltern von dieser Erde ab. Er hatte an ihrem Sterbelager gestanden; er hatte ihre Augen brechen sehen, ohne daß irgend ein Hoffnungsstern das finstere Todesthal erhellt hätte. Sie ließen ihrem Sohne alle ihre Reichtümer zurück; aber sein Herz war erfüllt mit Trauer und unlösbaren Zweifeln. Sein Glaube an die Echtheit seiner Religion war erschüttert.

In diesem Zustande befand sich der junge Mann, als er jene armselige Straße hinabschlenderte. Den ganzen Tag über war er mit seinen düstern Grübeleien beschäftigt gewesen; endlich aber hatte er, um sich an dem schönen Sommerabende ein wenig zu zerstreuen, sein einsames Zimmer verlassen und war auf diese Weise, ohne ein bestimmtes Ziel zu verfolgen, in jenes Stadtviertel gekommen, wo ihm die finstern Mienen der Menschen und das traurige Aussehen der Häuser deutlich verrieten, daß er nicht der einzige Unglückliche auf dieser Erde sei. Er hatte in diesem Augenblick einen Punkt erreicht, wo die enge Straße in eine andere einmündete. Hier vor der Thür einer Bude bemerkte er einen Mann, der mit großer Emsigkeit beschäftigt war, alte Schuhe auszubessern. Er schien mit seinen Nachbarn in diesem Stadtviertel nichts gemein zu haben; denn war sein Anzug auch ärmlich, so zeugten doch seine weißen, bis an die Ellenbogen aufgerollten Hemdärmel von Ordnung und Reinlichkeit; und aus Blick und Mienen strahlte eine so glückliche Zufriedenheit und eine solch ungetrübte Heiterkeit, daß Könige und Fürsten

ihn darum beneidet haben würden. — Ueber seinem Haupte hing in einem Käfig ein abgerichteter Star, der mit großer Würde auf den kahlen Scheitel seines Herrn herabsah und gleich einem Prüfungsmeister die Arbeit desselben zu mustern schien. Als dieser aber den Hammer in Bewegung setzte, um auf einem Steine ein Stück Leder hart zu klopfen, da schien auch dem Vogel der Käfig zu enge zu werden. Er flog hin und her, schwatzte in seiner Weise alle Arten von Lauten, die wohl sein Lehrmeister nur zu verstehen vermochte, und schien mit dem Benehmen desselben durchaus unzufrieden zu sein. Doch endlich ruhte der Hammer; und nur weniger Worte des Greises bedurfte es, um auch den Star zur Ruhe zu bringen. Man merkte es, daß die beiden zwei alte, gute Bekannte waren, die einander verstanden. Denn als der Schuster nach seiner Gewohnheit das Lied Luthers: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — anstimmte, sang der soeben noch erzürnte Vogel die schöne Melodie in der friedlichsten Weise nach.

Lange hatte der junge Student diesem Schauspiele unbemerkt zugesehen. Der heitere, seelenvolle Blick des Greises zog ihn mächtig an, und als derselbe sein Lied geendet hatte, näherte er sich ihm mit raschen Schritten und sagte:

„Ihr scheint sehr glücklich zu sein, mein Freund?"

Der Angeredete erhob sein Auge, sah dem Jüngling lange ins Gesicht und sagte dann in heiterm Tone:

„Das habt Ihr erraten, mein junger Herr. Ich bin sehr glücklich, und dazu habe ich alle Ursache."

„Nicht ein jeder wird das von sich rühmen können," erwiderte der junge Mann. „Zudem scheint mir Eure Lage gerade nicht dazu angethan zu sein, um Euch mit

Frohsinn und Heiterkeit zu überhäufen, es sei denn daß Ihr niemanden in der Welt, außer Eurer Person und Eurem Vogel, zu versorgen habt; und in diesem Falle weiß ich nicht, wer am meisten zu beneiden ist, Ihr oder Euer Vogel."

„In diesem Punkte seid Ihr im Irrtum," bemerkte der Greis freundlich. „Freilich, wenn Ihr das Glück abhängig macht von dem Range, den man in dieser Welt einnimmt, oder von den Schätzen und Gütern der Erde, dann bin ich in Euren Augen gewiß kein glücklicher Mann. Und in der That, ein solches Glück kenne ich nicht und trachte auch nicht darnach. Ich habe eine Frau und sieben Kinder, die alle unter Gottes Segen von meiner Hände-Arbeit leben; und da könnt Ihr's leicht begreifen, daß mitunter das Huhn im Topfe fehlt. Aber dennoch bin ich ein glücklicher Mann und möchte mein Glück um alle Schätze und Freuden dieser Welt nicht einbüßen. Denn gerade die ärmliche Lage, in welcher ich mich seit Jahren befinde, ist teilweise das Mittel gewesen, daß mein Weib und ich den Gott alles Trostes und den Vater der Erbarmungen kennen gelernt haben, der für unsre Seelen ein Glück bereitet hat, das keine Macht des Himmels und der Erde zu zertrümmern vermag."

Der Greis schwieg und setzte seine Arbeit fort. Der Jüngling hingegen starrte vor sich nieder. Obwohl er sich im Besitz aller Glücksgüter dieser Welt, sowie in einem Alter befand, wo das Leben die heitersten Seiten zeigt, so hatte er sich doch nie ärmer und unglücklicher gefühlt als in diesem Augenblick, wo er einem Greise gegenüberstand, dessen äußere Lage nichts weniger als beneidenswert war. Und was war der

eigentliche Grund seines Unfriedens? Ach! er konnte nicht, wie der alte Schuster, sagen, daß er den Gott alles Trostes und den Vater der Erbarmungen kenne. Um Ihn zu kennen, mußte er in Christo sein Heil und seine Errettung gefunden haben. Und wie konnte er, ein Jude voller Vorurteile, dem Jesus von Nazareth nahen, den seine Väter verworfen und gekreuzigt hatten? Wohl mußte er sich bekennen, daß er weder das Gesetz, noch die Ueberlieferungen seiner Väter gehalten und beobachtet habe, und daß der Grund seines Unfriedens in seiner Untreue zu suchen sei; aber er erkannte nicht, daß er unter die Sünde verkauft und ihr Sklave sei, und daß er deshalb des versöhnenden Blutes Christi bedürfe; — wohl glaubte er, daß seine Väter bei der Ermordung Jesu zu weit gegangen seien und eine That begangen hätten, an der er nimmer teilgenommen haben würde; aber über seinem Herzen hing eine Decke, die ihn verhinderte, in dem Gekreuzigten Den zu erkennen, außer welchem kein anderer Name dem Menschen zur Rettung gegeben ist. Alle diese Gedanken hatten ihn längst beschäftigt und zogen auch jetzt mit unwiderstehlicher Gewalt an seiner Seele vorüber. Er schwieg lange. Endlich aber erhob er das zu Boden gesenkte Auge wieder; und den freundlichen Blicken des Greises begegnend, der im Begriff war, Feierabend zu machen, sagte er:

„In der That, ich wundere mich, Euch in Eurer ärmlichen Lage so glücklich zu finden."

„Wie ärmlich Euch, mein junger Herr, meine Lage auch scheinen mag, so bin ich doch reicher, als Ihr glaubt," versicherte der Greis.

„Wie? Ihr solltet reich sein? Euer Aeußeres

zeugt vom Gegenteil," bemerkte halb im Scherz, halb im Ernst der Student.

„Nun; ich merke wohl, daß Ihr mich nicht kennt," hob jener mit großem Ernst an. „Wissen Sie auch, daß ich der Sohn eines reichen, sehr reichen Vaters bin und ein Erbteil besitze, dessen Größe und Vortrefflichkeit durch keine menschliche Sprache zu bezeichnen ist?"

Das dunkle Auge des jungen Juden leuchtete eigentümlich auf. Lange starrte er den Greis an; und noch ehe dieser zu einer Erläuterung seiner Worte übergehen konnte, eilte der junge Mann mit großer Hast davon, fest überzeugt, daß er es mit einem Narren, einem Blödsinnigen zu thun gehabt habe. In höchster Verwunderung sah ihm der Greis nach; und als jener um die Ecke gebogen und seinen Blicken entschwunden war, schüttelte er das kahle Haupt, wie jemand, der mit sich selbst unzufrieden ist. Dann suchte er sein Werkzeug zusammen, brachte es in die Bude und schloß die Thür. Auch der Vogel war stumm geworden und ließ es ruhig geschehen, daß sein alter Herr den Käfig von dem bisherigen Platz nahm und ihn mit sich in die nahe Wohnung trug. Bald herrschte in dem Stadtviertel eine tiefe, öde Stille.

2.

Mehrere Wochen verflossen. Jeden Tag sah man den alten Schuster auf seinem Platze in der emsigsten Geschäftigkeit; aber vergeblich spähte sein Auge von Zeit zu Zeit die Straße hinauf mit dem Verlangen, die Gestalt des jungen Studenten noch einmal wieder zu entdecken. Sein Herz fühlte für diesen Jüngling ein Interesse, welches er sich selbst nicht zu erklären

vermochte, und das mit jedem Tage an Stärke zunahm. Man kann sich daher die Freude des alten Mannes vorstellen, als er eines Abends den so sehnlichst Erwarteten plötzlich vor seiner Bude stehen sah und die Worte hörte:

„Guten Abend, Meister! Ihr werdet mir's nicht übel nehmen, wenn ich dem glücklichen Sohn und Erben eines reichen Vaters noch einmal einen kleinen Besuch mache. Oder störe ich etwa?"

„Keineswegs," schmunzelte der Alte. „Im Gegenteil seid Ihr mir herzlich willkommen; denn ich muß Euch gestehen, daß ich mich mit großem Verlangen nach Euch gesehnt und mit Inbrunst zum Herrn gefleht habe, daß Er Euch noch einmal hersenden möchte. Neulich seid Ihr davongerannt, als sei Euch etwas angethan worden; und da habt Ihr mir jede Gelegenheit abgeschnitten, Euch meine Worte zu erklären und Euch zu beweisen, daß ich nicht, wie mein Star droben, so in den Tag hineinschwatze, sondern einen triftigen Grund für meine Behauptung habe. Darum kommt Ihr mir jetzt wie gerufen. Und da ohnehin die Sonne sich geneigt hat und meine Kunden für heute abgefertigt sind, so bleibt uns ein hübsches Stündchen zum Plaudern übrig. Hier, nehmt Platz! und wenn Ihr mir ein wenig zuhören wollt, so werde ich's Euch beweisen, daß ich in der That der Sohn und Erbe eines reichen, sehr reichen Vaters bin."

Der Jüngling folgte der Aufforderung und nahm an der Seite des freundlichen Alten seinen Platz ein. Seine Gesichtszüge waren außergewöhnlich blaß und zeugten von den harten Kämpfen, die sein Inneres zerrissen. Wie rätselhaft ihm vor etlichen Wochen auch die Worte des Greises klangen, so hatten sie dennoch

ihre Wirkung nicht verfehlt; und ob er den alten Mann auch anfangs zu einem Blödsinnigen hatte stempeln wollen, so verfolgte ihn dennoch die ehrwürdige Gestalt desselben Tag und Nacht. Er hatte bei diesem armen, ungebildeten Handwerker ein Glück, eine Freude, einen Frieden entdeckt, wovon er, der reiche, gebildete Jüngling, nicht das Geringste besaß. Mit einer unersättlichen Begierde durchlas er vom Morgen bis an den Abend die am meisten bewunderten Schriften gelehrter Rabbiner; er unterwarf sich den strengsten Vorschriften derselben; er schrie unter Thränen zu dem Gott seiner Väter; aber in seinem Herzen blieb es leer, finster und hoffnungslos, und der Gott Israels konnte nur antworten als ein eifriger Gott, der die Sünden der Väter heimsucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Vergeblich war alles Ringen; die Furcht vor dem Tode und der Ewigkeit steigerte sich mit jedem Tage, und eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich seiner Seele. In diesem trostlosen Zustande hatte er sich endlich entschlossen, den alten Schuster noch einmal aufzusuchen.

„Ich sehe es Eurem Gesicht an," begann der Greis nach einer Pause, „daß Ihr jenem Volke angehört, welches, aus den Heiden auserwählt, einst als das geliebte Volk Gottes einen hervorragenden Platz auf dieser Erde einnahm. Er führte sie mit starker Hand aus Aegypten, um sie in das ihren Vätern verheißene Land Kanaan zu bringen; Er gab ihnen Gesetze und trug sie, wie oft sie dieselben auch übertraten und den auf Sinai geschlossenen Bund brachen, mit großer Geduld und Barmherzigkeit. Hatte Gott den Arm zur gerechten Vergeltung erhoben, dann warf sich Mose, ihr Oberster

und Mittler, fürbittend auf sein Angesicht, und Aaron, der Hohepriester, brachte alljährlich das Blut der geopferten Tiere in das Allerheiligste zum Gnadenthron, um das Volk mit Gott zu versöhnen. Doch ach! jene alle, die einst am Fuße des brennenden Berges in Furcht und Verblendung gerufen hatten: „Alles, was der Herr geredet hat, wollen wir thun!“ übertraten tagtäglich von neuem das Gesetz; und selbst die gebotenen Opfer waren nicht imstande, sie von ihrem bösen Gewissen frei zu machen. Ach! hätten sie — und dazu hatte ihnen Gott das Gesetz gegeben — ihre völlige Unfähigkeit, das Gute zu thun, sowie die Unvollkommenheit ihres Opferdienstes erkannt, sie würden ihre Blicke mit Sehnsucht auf den kommenden Messias gerichtet haben, der seit dem Sündenfall des Menschen wiederholt verheißen, und der in Mose, dem Führer des Volkes, in Aaron, dem Hohenpriester, und in den dargebrachten Schlachtopfern vorbildlich dargestellt war. Doch nein, mein junger Herr, Eure Väter häuften Sünde auf Sünde. Umsonst gab ihnen Gott Richter und Könige; vergeblich ließ Er durch den Mund Seiner Propheten Seine Drohungen hören und Seine Verheißungen wiederholen — sie verlästerten und töteten die Knechte Gottes und legten, um das Maß ihrer Sünden voll zu machen, sogar die frevelnde Hand an das Leben Dessen, dem alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben ist, und der gekommen war, um sie aus den Banden der Sünde und aus der Furcht des Todes zu retten. Sie verwarfen und töteten ihren Messias, Jesum, den Nazaräer.“

Bei Nennung dieses Namens erfuhren die bleichen Züge des jungen Juden eine plötzliche Veränderung. Aus seinen Augen blitzte ein heftiger Unwille, und um

seine Lippen spielte ein verächtliches Lächeln. Doch alles war nur das Werk einiger Sekunden; dann hefteten sich seine Blicke ruhig wieder auf die ehrwürdige Gestalt des Greises. Diesem war indes die Wirkung seiner Worte nicht entgangen; und mit innigem Mitgefühl sah er den jungen Mann an.

„Der Name hat keinen guten Klang in den Ohren eines Israeliten," fuhr er endlich in sanftem Tone fort. „Ich wundere mich nicht darüber; denn auch ich, obgleich ich kein Jude war und auch keine Vorurteile, wie Ihr, mit der Muttermilch eingesogen hatte, haßte einst diesen gesegneten Namen mit dem feindseligsten Herzen. Ich hatte eine Mutter — nie wird mir ihr Bild aus der Seele schwinden — eine Mutter, die, selbst gläubig an diesen guten Herrn, mich schon früh unter Gebet und Thränen in Seine Arme zu führen suchte. Aber mein Auge blieb so fest geschlossen, wie das Auge Eurer unglücklichen, halsstarrigen Väter. Ich erkannte in Jesu weder den Messias der Juden, in welchem alle Verheißungen ihre Erfüllung gefunden haben, noch erkannte ich in Ihm den, der für meine Sünden freiwillig in den Tod ging, um mir, der ich in Sünden und Vergehungen tot war, aus Gnaden das ewige Leben zu schenken. Obgleich ich nicht, wie Eure Väter, unter das auf Sinai gegebene Gesetz gestellt war, so suchte ich doch, gleich ihnen, auf dem Wege einer durch meine Anstrengungen erwirkten eigenen Gerechtigkeit den Himmel zu erlangen. Ach! der Mensch — ob Jude oder Heide — ist und bleibt zu allen Zeiten derselbe; er ist ein gottloser Sünder, ein Feind Gottes. Doch erst vor etwa zwanzig Jahren habe ich dieses in Wahrheit und mit tiefem Schmerz erkannt. Bis dahin hatte ich in starrer

Blindheit gelebt, hatte mein Gewissen durch allerlei gute Vorsätze zu beruhigen gesucht, hatte mich, im Blick auf die, welche in allerlei Schändlichkeiten und Lastern lebten, in meinen Tugenden gebrüstet und war, mit einem Wort, im schlechtesten Sinne das geworden, was die Pharisäer unter Euren Vätern waren. Da endlich ließ Gott, der da reich ist an Barmherzigkeit, Sein Licht in die Nacht meiner armen Seele hineinleuchten; und mit einem Male stürzte ich von der stolzen Höhe meiner eigenen Gerechtigkeit herab. Ich sah Sünde und nichts als Sünde in mir; ich zitterte vor dem gerechten Gott, vor dessen heiligem, alles durchdringendem Auge nichts verborgen war, und vor dessen Richterstuhl ich einmal erscheinen sollte. Ich seufzte, ich betete, ich las die Bibel, ich zog mich von meinen Kameraden in die Einsamkeit zurück; ich faßte die heiligsten Vorsätze; aber fort und fort nagte der Wurm des erwachten Gewissens an meiner Seele. Nirgend fand ich Ruhe, nirgend Frieden. Ach! welch eine Qual durchlebte ich!"

Hier hielt der Greis ein wenig inne. Es war, als hätte die lebhafte Erinnerung an jene Schmerzenstage ihn verhindert fortzufahren. In diesem Augenblick entwand sich ein tiefer Seufzer der gepreßten Brust des jungen Studenten. War es ihm doch, als habe der Alte den Zustand seines eigenen unglücklichen Herzens geschildert; man fühlte ihm die zunehmende Spannung ab, mit der er der Fortsetzung des Berichts seines alten Freundes entgegenharrte.

„Doch ich will," fuhr dieser nach einer Pause fort, „Euch nicht länger durch die Mitteilung dessen ermüden, was in jenen Tagen mein armes Herz fühlte. Genug, mein Stolz war gebrochen. Es war, ohne daß ich es

Samenkörner (Alte Folge) 10

damals ahnte, die Gnade Gottes, die mich zu Boden geworfen hatte; und eben diese Gnade war es auch, die mich wieder emporrichtete. In meinen jüngeren Jahren hatte ich in einer großen Werkstatt gearbeitet und dort einen Nebengesellen kennen gelernt, der sich durch sein freundliches, stilles Benehmen sowie durch sein sittsames Betragen vor allen meinen Kameraden auszeichnete. Damals beachtete ich ihn wenig und schloß mich sogar zuweilen denen an, die ihn zur Zielscheibe ihres Spottes machten. Darüber fühlte ich jedoch hernach einige Unruhe, wenn ich sah, wie sanft und freundlich der arme Junge dennoch gegen mich blieb; und zudem mußte ich ihm das Zeugnis geben, daß er der bravste und fleißigste Bursche in der Werkstatt war. Ich nahm mich daher oft, wenn die andern ihn neckten, seiner an; nur war mir sein beständiges Bibellesen in den Feierstunden ein Greuel. Als ich nun nach mehreren Jahren durch die Gnade Gottes zum Bewußtsein meiner Sünde gebracht worden war, tauchte immer und immer wieder die Gestalt meines früheren Kameraden in meiner Erinnerung auf. Und als die Angst meines Herzens wuchs, konnte ich mir's nicht länger versagen, ihn aufzusuchen. Es kostete mir einige Mühe, seinen Aufenthaltsort auszukundschaften; doch endlich fand ich ihn. Er hatte sich in einem Viertel dieser Stadt als Meister niedergelassen und war verheiratet. Seine Freude, mich wiederzusehen, war groß; als er aber vollends die Ursache meines Besuches vernahm, da sah ich eine Freudenthräne in seinem Auge. Genug, von jetzt an saßen wir jeden Abend traulich beisammen; er las mir Stellen aus dem Worte Gottes vor, die ich früher entweder nicht gefunden, oder nicht verstanden hatte, die

Samenkörner (Alte Folge) 10

aber jetzt alle Furcht aus meinem Herzen verbannten und mich endlich mit unbeschreiblichem Troste und einer nie gekosteten Freude erfüllten. Seht, mein junger Herr, hier lernte ich Den kennen, von welchem alle Propheten geweissagt und den zwar Eure Väter ans Kreuz genagelt haben, der aber nach dem Ratschlusse Gottes freiwillig Sein Leben hingab, um arme Sünder vom ewigen Tode zu erretten. Ja, Ihm nahte ich mit gläubigem Herzen; und ich hatte Frieden mit Gott. Ich sah meine Sünden ins Grab getragen; ich sah mich mit Christo vereinigt. Sein Gott und Vater war mein Gott und Vater geworden, dem ich stets als ein geliebtes Kind, als ein Erbe Gottes und Miterbe Jesu Christi, nahen konnte. Und nun, mein Freund, frage ich Euch: Habe ich nicht alle Ursache, zu jeder Zeit und in jeder Lage glücklich zu sein, da ich der Sohn und Erbe eines so reichen Vaters bin?"

Bei dieser Frage richtete der Greis sein freundliches Auge auf den Jüngling, dessen bleiche Züge nur zu deutlich den Kampf verrieten, der in seiner Seele tobte. Alle seine Vorurteile gegen den Gekreuzigten waren plötzlich wieder erwacht; es war nahe daran, daß sein mit Haß erfülltes Herz ihm die Lippen zur Lästerung geöffnet hätte. Der Alte schien die Gedanken des unglücklichen jungen Mannes zu erraten. Seine ehrwürdige Gestalt erhob sich, und nachdem er aus der nahen Bude seine Bibel geholt und dieselbe einige Augenblicke durchblättert hatte, sagte er in bewegtem Tone:

„Ich setze voraus, daß Ihr dem Psalmisten, Eurem Könige David, sowie den Propheten des alten Bundes Glauben schenkt, und will Euch daher aus ihren Schrif-

Samenkörner (Alte Folge) 10

ten Stellen vorlesen, die Euch durch die Gnade Gottes überzeugen werden, daß Jesus der Christus ist. Auch werdet Ihr daraus ersehen, daß Christus leiden mußte, bevor Er in Seine Herrlichkeit einging, daß Ihm aber jetzt alle Macht im Himmel und auf Erden gegeben ist."

Und mit einer Gewandtheit, die von einer fleißigen Bibelforschung Zeugnis ablegte, suchte er die verschiedenen, auf Christum hindeutenden Beweisstellen auf und erläuterte sie mit einer Beredsamkeit, die den jugendlichen Zuhörer in das größte Erstaunen versetzte und seine Aufmerksamkeit im höchsten Grade fesselte. Seine Worte kamen von Herzen und gingen wieder zu Herzen. Der junge Student horchte und horchte. Wohl nie hatte er mit solcher Spannung auf die Vorlesungen eines Professors gelauscht. Zum ersten Male vernahm sein Ohr die Verheißungen seines Volkes, Verheißungen, die zu lesen er bisher nicht der Mühe wert gehalten hatte, die aber jetzt wie benetzende Tautropfen auf den ausgedörrten Boden seines Herzens fielen. Was er in diesem Augenblick empfand, das hatte er nimmer empfunden. Jesus Christus, der Gekreuzigte, der verachtete Nazaräer, hatte in Seiner Gnade auch dieses verlorenen Schafes vom Hause Israel gedacht. Der Haß, der bisher das Herz dieses Jünglings erfüllt und verschlossen hatte, schwand allgemach; die Strahlen der Gnadensonne durchbrachen das starre Eis. Die Thräne in seinem Auge zeugte laut von einer wunderbaren Veränderung.

Endlich schloß der Greis. Auf seinen faltenreichen Wangen hatte die Freude ihren Glanz verbreitet. Der Jüngling erhob sich, drückte seinem alten Freunde mit großer Wärme die Hand und verließ den Platz, ohne

Samenkörner (Alte Folge) 10

ein Wort zu sagen. Sein Herz war zu voll. Von dieser Zeit an sah man ihn aber mehrere Wochen hindurch jeden Abend an der Seite des alten Schusters, die Bibel auf seinen Knieen. Sein Aussehen war wie umgewandelt. Verschwunden war jener finstere Blick, der ehedem den Kummer seines Herzens verriet; seine Mienen drückten Frieden und Freude aus. Er hatte in Jesu Leben, Gerechtigkeit, Frieden und ewiges Heil gefunden.

Seitdem sind viele Jahre verflossen. Der ehrwürdige Greis sitzt nicht mehr auf dem Schemel vor seiner Bude; er ist in Frieden heimgegangen, um von seiner Arbeit auszuruhen und um ungestört dem herrlichen Erbteil seines reichen Vaters entgegen zu harren. Der ehemalige Student aber befindet sich noch in den rüstigen Jahren des Mannesalters. Er hat sich dem Berufe eines Missionars gewidmet, um andern die Botschaft des Heils zu verkünden. Und begegnet er auf seinen Wegen einem Sohne seiner Väter, wie glücklich fühlt er sich dann, ihm bezeugen zu können, daß Christus des Gesetzes Ende ist; und mit freudigem Tone ruft er ihm zu: „Wer an Ihn glaubt, ist gerecht!“

Simon, der Blödsinnige.

Vor langen Jahren, als ich noch ein kleiner Knabe war, wohnte ich in einem Dorfe, das am Fuße der Vogesen, wenige Stunden von der Stadt Kolmar entfernt, lag. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich ein besonders guter Junge gewesen wäre. Oft sagte meine Großmutter zu mir, daß ich der unartigste Knabe sei, den sie jemals kennen gelernt habe, und ich erinnere mich, daß sie mich häufig unter Thränen bat,

ihr nicht so viel Verdruß durch meine Ungezogenheit zu machen. In solchen Augenblicken wurde ich, da ich von Natur ein weiches Herz besaß, tief bewegt; ich weiß, daß ich mehr wie einmal bitterlich weinte und ihr versprach, nicht mehr mit den Buben des Dorfes, mit denen ich den ganzen Tag verkehrte und allerlei böse Streiche ausführte, umzugehen. Aber ach! wie oft habe ich meine Gelübde gebrochen!

In unserm Dörfchen lebte auch ein armer, blödsinniger Mann, namens Simon, der mit seiner Mutter eine elende Hütte an dem äußersten Ende der Hauptstraße bewohnte. Da er sehr schwach und kränklich war, so ging er nur selten aus. Allein noch ein anderer Grund veranlaßte ihn, seine Wohnung so wenig als möglich zu verlassen; und dies nötigt mich, ein neues Bekenntnis vor meinen jungen Freunden abzulegen.

Es thut mir leid, es sagen zu müssen, aber so oft wir den armen Mann, dem wir den Spottnamen: „verrückter Simon" gegeben hatten, erblickten, so begannen wir sogleich ihn zu verhöhnen, ihn mit Steinen und Schmutz zu bewerfen und ihm durch die Straßen nachzulaufen, als wenn er ein wildes Tier gewesen wäre. Der Gedanke, sich gegen unsre Angriffe zu verteidigen, schien niemals in ihm aufzusteigen. Einmal jedoch, als er ganz von uns umzingelt war und nirgend mehr einen Ausweg erblickte, trat er auf mich zu und ergriff mich bei dem Arm, wahrscheinlich weil ich am nächsten bei ihm stand und ihn am unbarmherzigsten verfolgt hatte. Ich erschrak heftig und fing an zu schreien; doch er sagte kein Wort, sondern sah mir nur einen Augenblick mit seinen sanften Augen so liebevoll ins Gesicht, als wenn er hätte fragen wollen: Wie

kannst Du nur denken, daß ich Dir etwas Böses thun könnte? Dann ließ er mich los und lief weg; meine Kameraden ließen ihn ungehindert durch. Jener Blick aber hatte mich tief beschämt. Sobald ich nach Hause kam, schloß ich mich in mein Zimmerchen ein und weinte lange voller Reue darüber, daß ich mich gegen den armen Simon so schwer vergangen hatte. Ich faßte den festen Entschluß, es nie wieder zu thun und auch nicht mehr mit den andern Jungen, die ihn mit mir gequält hatten, umzugehen. Dann nahm ich zwei Franken — in meinen Augen eine große Summe Geldes — aus meiner Börse, lief nach der Hütte der Mutter Simons, schob das Geldstück unter dem zerbrochenen Fenster her und lief dann so rasch wie möglich fort. Vielleicht werden einige meiner Leser diese That sehr schön nennen, doch ich muß sie bitten, mit ihrem Urteil zu warten, bis ich weiter erzählt habe.

Eine kurze Zeit hielt ich an meinem Beschluß, meine bösen Kameraden zu meiden, fest; indessen wurde der arme Simon wie gewöhnlich von diesen verfolgt und gequält. Eines Tages sah ich ihn an unserm Hause vorüberlaufen, verfolgt durch einen Trupp Knaben, deren jauchzendes Geschrei bald einen jener leichten Siege ankündigte, deren sie sich lieber hätten schämen sollen, anstatt stolz darauf zu sein. Das Blut stieg mir in die Wangen, und ich folgte dem Drange meines Herzens, welches mir sagte, daß es meine Pflicht sei, mich zwischen den unglücklichen, hülflosen Menschen und seine Bedränger zu werfen; ich lief auf die Straße, doch ein Gefühl falscher Scham ließ mich plötzlich stille stehen und unverrichteter Dinge nach Hause zurückkehren.

Wochen vergingen, und ich fing allmählich an, meine guten Vorsätze wieder zu vergessen; ja, ich hielt es bald gar nicht mehr für so böse, den armen Simon ein wenig zu necken. „Arglistig ist das Herz, mehr als alles, und verderbt ist es: wer mag es kennen?" (Jer. 17, 9.) Nur die Gnade vermag es zu verändern und zu heilen; gute Vorsätze helfen nichts, denn es ist dem Menschen unmöglich, sie auf die Dauer zu halten. Von dem ersten wußte ich nichts, das zweite aber sollte ich bald an mir selbst erfahren. Ich mußte erkennen, daß alle meine guten Vorsätze und Entschlüsse wertlos waren. Und alle, die ihr eignes Herz kennen, werden sich nicht wundern, zu hören, daß ich nach nicht gar langer Zeit wieder einer der eifrigsten Verfolger des armen Blödsinnigen war. Ich dachte sogar, ich hätte, da ich ihm eine so große Belohnung gegeben, jetzt ein Recht, mich auf seine Kosten lustig zu machen. So ist das Herz des Menschen!

An einem strengen Wintertage — der Schnee lag fußtief — beschlossen wir, dem armen Simon einen Possen zu spielen, an den er noch lange denken sollte. Wir wollten ihn nämlich, sobald er zum Vorschein käme, auf eine Eisbahn locken, die wir so spiegelglatt gemacht hatten, daß er bei seiner Unbeholfenheit notwendig fallen mußte. Wir dachten, es würde dies ein herrliches Vergnügen für uns abgeben.

Es geschah gerade so, wie wir es gedacht hatten. Unser Opfer, von allen Seiten umzingelt und dadurch genötigt, die gefährliche Bahn zu betreten, die wir für ihn freigelassen hatten, eilte mit unsicheren Schritten über das Eis, glitt aus und fiel mit furchtbarer Gewalt rücklings zu Boden. Ein lautes, schallendes Ge-

lächter erhob sich von allen Seiten. Doch unsre Freude sollte nicht lange dauern. Simon machte durchaus keine Anstrengungen, um wieder aufzustehen; bleich und still lag er auf der Eisbahn, ohne sich zu rühren. Als wir erschreckt näher traten, sahen wir, daß aus einer Wunde an der linken Schläfe große Tropfen Bluts langsam in den Schnee herabtröpfelten.

Nie werde ich vergessen, was ich in diesem Augenblick fühlte. Meine Kameraden liefen alle weg und ließen mich allein zurück. Das Blut stockte in meinen Adern, als ich den Unglücklichen anscheinend tot vor mir liegen sah. Plötzlich erinnerte ich mich des Blickes, den er mir einst zugeworfen hatte, so voll von Liebe und sanften Vorwurfs. Entsetzt floh ich nach Hause, warf mich meiner Großmutter zu Füßen und erzählte ihr unter einem Strome von Thränen, daß ich den blödsinnigen Simon ermordet hätte.

Die arme Frau war aufs höchste erschreckt, verstand aber nicht sogleich den Zusammenhang der ganzen Sache. Sie richtete allerlei Fragen an mich: allein ich war nicht imstande, einen ausführlichen Bericht von dem Vorgefallenen zu geben, ich konnte ihr nur sagen, wo Simon zu finden sei. Sogleich machte sie sich mit einer Magd auf den Weg, um den Unglücklichen zu suchen, während ich an allen Gliedern zitternd in meine Kammer schlich und dort anfing zu weinen, zu klagen und zu jammern, als ob mir das Herz brechen wollte. Wirklich fühlte ich jetzt eine tiefe Reue darüber, daß ich meine guten Vorsätze so bald vergessen hatte. Meine Sünde stand in ihrer ganzen Häßlichkeit vor meinen Augen, und ich hatte ein Gefühl, als ob meine Bosheit zu groß sei, um von Gott vergeben werden zu können.

Endlich hörte ich meine Großmutter die Treppe heraufkommen. Sie trat in meine Kammer mit den Worten: „Simon ist nicht tot; ich habe ihn hierher bringen lassen. Der Doktor ist jetzt bei ihm, und mit Gottes Hülfe wird er wieder genesen."

Die Stimme meiner Großmutter klang traurig, doch wie immer sanft und freundlich. Aber das vermehrte nur noch meine Betrübnis. Lieber wäre es mir gewesen, wenn sie mich tüchtig ausgescholten hätte; denn ich fühlte, daß ich das verdient hatte. Ich wußte, daß ich einer solchen Freundlichkeit nicht wert war, da ich nie auf ihre treuen Ermahnungen und Warnungen gehört hatte. Ohne ein Wort weiter zu sagen, faßte sie mich bei der Hand und führte mich in das Zimmer, wo Simon auf einem Bett ausgestreckt lag. Er war noch sehr bleich, doch holte er regelmäßig Atem, und der Doktor, der neben ihm saß und den Puls fühlte, gab uns ein beruhigendes Zeichen, welches mein Herz ein wenig erleichterte. Ich blickte in das Gesicht des Leidenden. Zum ersten Mal fiel mir der sanfte, freundliche Ausdruck desselben auf. Ich konnte mein Auge nicht abwenden, und ich fühlte nach und nach in meinem Herzen Liebe zu dem unglücklichen Manne erwachen. In diesem Augenblick machte der Kranke eine Bewegung und schlug die Augen auf, die er zuerst verwundert durch das unbekannte Zimmer wandern ließ, um sie dann mit demselben sanften und gewinnenden Ausdruck auf mir ruhen zu lassen, der mich schon einmal so tief getroffen hatte. Ich trat an ihn heran, legte meine Arme um seinen Hals und küßte ihn, als wenn er mein Bruder gewesen wäre. Ein freudiger Schimmer überflog infolge dessen sein bleiches Gesicht.

Unter der sorgfältigen Pflege meiner Großmutter erholte sich Simon sehr rasch, so daß er schon nach einigen Tagen nach Hause zurückkehren konnte, zur großen Freude seiner alten Mutter, die an ihrem kranken Sohne mit der zärtlichsten Liebe hing.

Einige Tage nach seiner Wiederherstellung richtete die Großmutter die Frage an mich, ob ich immer noch so gern wie früher Geschichten erzählen höre. „O Großmutter," antwortete ich, „wie kannst Du nur so fragen? Du weißt ja wohl, wie gern ich Dir zuhöre."

Es war auch in der That eine Freude, den Erzählungen meiner Großmutter zu lauschen. Sie hatte eine besondere Gabe, die Aufmerksamkeit ihrer Zuhörer zu fesseln; und oft hatte ich des Abends, wenn sie in ihrem alten Lehnstuhl neben dem Küchenfeuer saß, stundenlang ihren Worten gelauscht.

„Wenn es Dir denn Freude macht," fuhr meine Großmutter fort, „so kannst Du Deine kleinen, ungezogenen Spielkameraden auf morgen Abend einladen, und ich werde Euch allen dann eine sehr interessante Geschichte erzählen."

Es war mir sehr unangenehm, diese Botschaft meinen Kameraden zu überbringen. Sie lachten laut auf, als ich ihnen die unerwartete Einladung mitteilte; doch als ich ihnen versicherte, daß es meiner Großmutter ernst damit sei, wurden sie sehr verlegen und versprachen erst nach längerem Besinnen zu kommen.

Am folgenden Abend bot unsre Küche einen merkwürdigen Anblick. Ein halbes Dutzend schmutziger, verwahrloster Jungen saßen um das Feuer her; alle sahen beschämt vor sich nieder und wagten nur dann und wann einen verstohlenen Blick auf die unbekannten Ge-

genstände um sie her zu werfen. Meine Großmutter hatte ihren gewöhnlichen Platz neben dem Kamin eingenommen. Die beiden Mägde saßen neben ihr, und ich hatte mir einen Sitz mitten unter meinen Kameraden ausgewählt.

Als wir alle bereit waren, hob meine Großmutter folgendermaßen an:

„Vor längeren Jahren hatte unsre Provinz, die jetzt so fruchtbar und friedlich ist, ein trauriges und verlassenes Aussehen. Die Feinde unsers Landes waren gekommen und behandelten uns mit der größten Rücksichtslosigkeit. Sengend und brennend zogen sie überall umher. Aller Orten begegnete man rauchenden Trümmerhaufen, und nicht selten hörte man von Mord und Totschlag.

„Um jene Zeit lebte der Vater unsers armen Simon noch. Er war ein alter Soldat der Republik, der in der siegreichen Schlacht bei Jemappes gefochten hatte. Auf dem Schlachtfelde von Wagram schwer verwundet, war er genötigt gewesen, das Heer Napoleons zu verlassen und zu seiner früheren Beschäftigung zurückzukehren. Ein Stückchen blaues Band, an welchem ein blinkender Orden hing, und einige Narben waren alles, was er aus dem Feldzuge mit heimbrachte; allein das genügte ihm vollkommen, und wenn man ihn des Abends mit seinem Sohne vom Felde heimkehren sah, so hätte man glauben können, er komme eben aus einer siegreichen Schlacht zurück, so stolz schritt er einher.

„Während der Wintermonate war er allenthalben ein gern gesehener Gast; denn jeder hörte immer wieder mit neuem Vergnügen seine Erzählungen von den vielen Kämpfen und Gefechten, die er unter seinem großen

Kaiser bestanden hatte. Er wurde nie müde, davon zu reden. Besonders gern aber sprach er von dem denkwürdigen Tage, an welchem Napoleon ihn mit einigen seiner Kameraden aus den Gliedern heraustreten hieß und ihm eigenhändig das Kreuz, das er über alles hochschätzte, an die Brust heftete. Bei solchen Gelegenheiten blitzte sein Auge von kriegerischem Feuer, und seine Stimme bebte vor Rührung. Er war ein grenzenloser Verehrer seines siegreichen Kaisers.

„Ihr könnt daher wohl begreifen, wie bitterböse er wurde, als er vernahm, daß die Russen nur noch wenige Stunden von unserm Dörfchen entfernt seien. Sein heißes Blut wallte auf, und er vermaß sich, den ersten Feind, der seinen Fuß in das Dorf setzen würde, niederzuschlagen. Nach und nach besann er sich jedoch eines Besseren; es fiel ihm ein, daß er völlig hülflos war, und daß er durch ein solch übereiltes Handeln sein und der Seinigen Los nur verschlimmern konnte.

„Simon war zu jener Zeit ein muntrer junger Mann, den jedermann gern hatte; er war ganz gesund und besaß auch seinen vollen Verstand. Er liebte und bewunderte seinen Vater, aber dennoch versuchte er, seinen unvorsichtigen Eifer zu mäßigen. Den alten Soldaten langweilten die sanften Warnungen seines Sohnes oft nicht wenig, und mehr als einmal schalt er ihn einen Feigling. Schließlich jedoch mußte er ihm Recht geben und versprach, seinem Rate zu folgen und sich ruhig zu verhalten. Vater und Sohn hielten große Stücke auf einander, und es wäre besser gewesen, wenn der erstere sein Versprechen gehalten hätte.

„Eines Morgens jedoch, als der Alte wie gewöhnlich an seine Arbeit ging, sah er eine arme Frau wei-

nend am Wege sitzen. Als er nach der Ursache ihres Kummers fragte, hörte er, daß zwei russische Soldaten, die der Vorhut des feindlichen Heeres angehörten, in ihre Hütte gedrungen seien und eine weiße Ziege, deren Milch mit einem Stückchen Brot ihren ganzen Unterhalt ausmachte, weggeführt hätten.

„Höchst aufgebracht über diese rücksichtslose Handlungsweise, erging sich der alte Soldat in den gröbsten Schimpfreden gegen die verhaßten Feinde. In diesem Augenblick sah er mehrere fremde Soldaten in den Weg einbiegen, der zum Dorfe führte, und nicht mehr Herr seiner selbst, fiel er über den Anführer der kleinen Schar her und schleuderte ihn mit einem kräftigen Ruck in den Graben, der des Weges entlang lief.

„Wohl bereute er in demselben Augenblick seine unüberlegte That; allein es war zu spät. Die ergrimmten Soldaten ergriffen ihn, und einige Minuten später wurde er, umgeben von den feindlichen Kriegern, gebunden durch das Dorf geführt, zum Entsetzen der Seinigen und der friedlichen Bewohner desselben. Vor den Befehlshaber der inzwischen eingetroffenen Vorhut gebracht, machte er durchaus keine Anstrengungen, um sich zu rechtfertigen. Er bekannte, daß er sich durch seinen Zorn habe hinreißen lassen, und suchte zugleich die Sache der armen Frau zu vertreten.

„Dem Offizier gefiel das einfache, gerade Wesen seines Gefangenen; er achtete die Gefühle des alten Soldaten und gab ihm deshalb nur eine leichte Strafe. Schon nach wenigen Stunden konnte er in sein Haus und zu den Seinigen zurückkehren, die ihn mit Jubel empfingen. Doch die Soldaten waren mit diesem Ausgang der Sache nicht zufrieden: der Edelmut ihres Vor-

gesetzten fand durchaus nicht ihren Beifall. Sie meinten, daß der Alte schon für sein trotziges Auftreten eine exemplarische Züchtigung verdient hätte, und nun hatte er gar noch einen ihrer Kameraden so schimpflich behandelt! Sein Benehmen nach seiner Freilassung war auch nicht geeignet, ihren Zorn zu besänftigen. Mit festem Tritt und stolzer Haltung schritt er stets an ihnen vorüber, indem er absichtlich sein blaues Ordensband zur Schau trug.

„Da die Soldaten das Urteil des Offiziers nicht umstoßen konnten, so beschlossen sie, sich auf eigene Faust an ihrem Beleidiger zu rächen. Eines Abends, als Simon zur Stadt gegangen war und seine Eltern, ermüdet von des Tages Last und Hitze, sich schon zur Ruhe begeben hatten, gingen sie ans Werk, um ihren Plan auszuführen. Es war noch nicht spät, erst neun Uhr; aber dennoch herrschte Totenstille rings umher, da die Bewohner des Dorfes, wie gewöhnlich, früh zu Bett gegangen waren. In diesem Augenblick hätte man einige dunkle Gestalten bemerken können, die leise um das Haus des alten Soldaten schlichen. Sie trugen Bündel Stroh und Reisig auf dem Rücken, welche sie vor der Thür der Hütte aufhäuften. Was mochten sie vorhaben? Einem aufmerksamen Beobachter würde es bald klar geworden sein; denn es dauerte nicht lange, so brachte eine der nächtlichen Gestalten einen Feuerbrand herbei und warf ihn unter den Haufen Reisig, der vor der Hütte lag. Gierig begannen die Flammen an den trocknen Ginster- und Erlenbüschen emporzulecken. Als die Brandstifter sahen, daß ihr Vernichtungswerk unfehlbar gelingen würde, verschwanden sie nach verschiedenen Richtungen hin in der Dunkelheit.

„Tiefe Stille herrschte wieder, nur unterbrochen durch das unheimliche Knistern des Feuers. Eine dichte Rauchwolke stieg auf, und gleich nachher schlugen die hellen Flammen lichterloh empor. Die Hütte, die ganz von Holz erbaut war, vermochte dem wütenden Element nicht lange Widerstand zu leisten. Noch einige Augenblicke, und der wilde Ruf: „Feuer! Feuer!" schallte durch die stillen Straßen des Ortes. Von allen Seiten stürzten die halb angekleideten Dorfbewohner herbei, um zu helfen; allein jede Hülfe kam zu spät. Trotzdem die Brandspritze gleich zur Stelle war, und man mit aller Macht zu löschen suchte, setzten die gierigen Flammen ungestört ihr Vernichtungswerk fort. Die Holzwände, das Strohdach, alles gab dem Feuer eine willkommene Nahrung.

„In der ersten Aufregung hatte niemand an das alte Paar, das die Hütte bewohnte, gedacht. Man hatte geglaubt, sie seien unter denen, die mit dem Ausräumen des Wohnzimmers beschäftigt waren. Als die Flammen jedoch jedes weitere Vordringen unmöglich machten, entstand plötzlich die Frage nach dem alten Veteranen und seiner Familie. Entsetzen bemächtigte sich aller; man wußte, daß er in dem Hinterstübchen neben der Hofthüre schlief, und gerade dort war der eigentliche Herd des Feuers. Waren sie noch zu retten? Oder hatte sie der dichte Rauch bereits erstickt? „Rettet sie! rettet sie!" hieß es jetzt von allen Seiten, aber niemand fand sich, der Mut und Gottvertrauen genug besessen hätte, um ihre Rettung zu versuchen.

„In diesem Augenblick kam ein junger Mann atemlos herbeigestürzt. Es war Simon, der, aus der

Stadt heimkehrend, schon von weitem den Rauch und den Schein des Feuers bemerkt und den Weg zum Dorfe in fliegender Hast zurückgelegt hatte. Mit dem Ausdruck der höchsten Angst durchforschten seine Augen

Samenkörner (Alte Folge) 10

die Reihen der Umstehenden. „Wo sind meine Eltern?“ entrang es sich seiner gepreßten Brust. Mit trauriger Miene wies man auf die brennende Hütte hin. Ein erschütternder Schrei durchschnitt die Luft, und im nächsten Augenblick sprang Simon mit einem gewaltigen Satz in die Hütte hinein. Nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück. In seinen Armen trug er die ohnmächtige Gestalt seiner Mutter. Sie der Sorge der Umstehenden überlassend, eilte er nochmals in das brennende Haus zurück. Totenstille herrschte auf dem Platze, der soeben noch von dem Geschrei der Menge wiedergehallt hatte. Aller Augen waren mit gespannter Erwartung auf die Stelle gerichtet, wo Simon verschwunden war. Eine Minute der peinlichsten Art verging. War Simon seinem Mut und seiner Kindesliebe zum Opfer gefallen? Doch nein. Endlich erschien er, fast zusammenbrechend unter einer Last, die er auf dem Rücken trug. Es war der Körper Seines Vaters; aber ach! kalt und leblos. Simon hatte dies in seiner Aufregung nicht bemerkt; sanft legte er den Leichnahm auf die Erde nieder und sank dann in die Arme seiner eben aus ihrer Betäubung erwachenden Mutter. Doch die Anstrengung war zu groß gewesen; im nächsten Augenblick fiel er in eine tiefe Ohnmacht.

„Lange Zeit lag er so bleich und still. Endlich gelang es den Bemühungen der Nachbarn, ihn ins Bewußtsein zurückzurufen. Langsam richtete er sich auf, blickte um sich her wie jemand, der aus einem langen, bösen Traum erwacht, und brach, als sein Blick auf den leblosen Körper seines Vaters fiel, in ein wildes Gelächter aus. Ach! die übermenschliche Anstrengung, verbunden mit der ausgestandenen Angst, hatte ihn

Samenkörner (Alte Folge) 10

seines Verstandes beraubt. Und von jenem Augenblick an war Simon der beklagenswerte Mensch, der er heute noch ist. Viele, die die Einzelheiten seiner traurigen Geschichte nicht kennen, haben tiefes Mitleid mit ihm; aber für alle, die mit denselben bekannt sind, ist Simon ein Held, würdig, bewundert und beklagt zu werden."

Die Erzählerin hielt inne. Ihre Stimme bebte vor innerer Rührung. Unser aller Herzen waren bewegt, und in manchem Auge standen Thränen — Thränen der Reue und der tiefsten Scham; und ich glaube wohl sagen zu können, daß wir alle mit Bewunderung und Liebe gegen unser früheres Schlachtopfer erfüllt waren. Stillschweigend gingen wir aus einander.

Von jener Zeit an diente Simon nicht mehr zur Zielscheibe unsers Spottes. Er selbst zwar schreckte noch wochenlang zusammen, sobald er uns auf der Straße erblickte; aber als er sah, daß er von uns nichts mehr zu fürchten hatte, begann er uns als Freunde zu betrachten. Seitdem wir die Erzählung meiner Großmutter gehört hatten, war Simon eine ganz andere Person für uns geworden. So wie wir früher darnach getrachtet hatten, ihn auf alle mögliche Weise zu necken und zu quälen, wetteiferten wir jetzt mit einander, ihm allerlei Gefälligkeiten zu erweisen. Und er war nicht undankbar. Er hatte früh seinen Heiland kennen und lieben gelernt, obwohl er so wenig Verstand hatte. Bewundernswürdig war die Sanftmut und Freundlichkeit, mit welcher er uns, seinen unermüdlichen Feinden, begegnet war. Sie machte den Verstand, der den Charakter des Menschen beherrschen will, zu Schanden, während unser Betragen

ihm gegenüber in der traurigsten Weise die Bosheit des natürlichen Herzens offenbarte.

Ich hoffe zuversichtlich, daß meine jungen Leser mir in meinem bösen Benehmen nie gleichen werden. Aber wenn sie in Wahrheit einen Abscheu vor einer solch schlechten Handlungsweise haben, so mögen sie wohl bedenken, daß dies nur einer der vielen häßlichen Züge jener Natur ist, die wir von dem ersten Adam geerbt haben, und daß diese, so viele Mühe wir uns auch geben mögen, um sie durch Gewohnheit, durch Erziehung und Vorbild zu verbessern, doch stets unverändert dieselbe bleibt. Aus einer solch bösen Natur kann nichts als Böses hervorkommen. Bei dem einen Menschen zeigt sich dieses vielleicht in einer andern Form, wie bei dem andern, aber die Natur bleibt vor Gott immer gleich schlecht und verwerflich. Auch du, mein lieber Leser, bist zu demselben imstande, was dir bei andern vielleicht schrecklich erscheint. Du magst es nicht glauben wollen; aber wahr ist es, denn Gott sagt es, und Gott kann nicht lügen. Vielleicht suchst du dich zu bessern und die schlechten Seiten deiner Natur zu verbergen. Aber Gottes Auge dringt durch alles hindurch; vor Ihm kannst du dich nicht verstecken. Er sieht dich, wie du bist. Und wie willst du mit einer solch bösen Natur, wie willst du mit deinen unzähligen Sünden, die du dir in Gedanken, Worten und Werken hast zu Schulden kommen lassen, vor Gott bestehen? Es ist unmöglich. Nur die Gnade kann dich fähig machen, ohne Furcht, ja, mit Freimütigkeit in die heilige Nähe Gottes zu kommen. Nur das Blut Christi und Sein Opfertod ist imstande, dich von allen deinen Sünden zu reinigen und dich als eine ganz neue

Schöpfung vor Gott hinzustellen. „Er (Gott) hat Ihn, der Sünde nicht kannte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir Gottes Gerechtigkeit würden in Ihm." — „Daher, *wenn jemand in Christo ist — eine neue Schöpfung;* das Alte ist vergangen, siehe, alles ist neu geworden." (2. Kor. 5.) Wende dich deshalb zu Jesu, gehe zu Ihm, so wie du bist, ohne dich vorher bessern zu wollen. Er ist der einzige Weg zur Rettung. Alle deine eignen Anstrengungen sind völlig wert- und nutzlos.

Vor einigen Jahren kehrte der Schreiber dieser Zeilen nach einer langjährigen Abwesenheit in seinen Geburtsort zurück. Er vergaß nicht, nach dem armen Simon zu fragen, und der Wirt der Herberge erzählte ihm, daß er bereits seit zehn Jahren tot sei. Er hatte nie seinen Verstand wieder erlangt, aber dies veränderte seinen Glauben und seine Hoffnung nicht. Da er völlig gewiß war, daß Gott ihm alle seine Sünden um Christi willen vergeben hatte, so verlangte er heimzugehen, um bei Jesu zu sein. Seine Mutter ging ihm nur kurze Zeit voraus. Der Herr wollte ihn nicht lange in dieser Wüste allein lassen. Auch die Stunde seines Abscheidens kam bald, und in den letzten Augenblicken war es seine einzige Freude, zu wissen, daß er bald seinen Herrn von Angesicht zu Angesicht sehen werde — den Herrn, der ihn so lieb gehabt und ihn durch alle Mühsale dieses Lebens so gnädiglich geleitet hatte. Wie herrlich wird sein Erwachen gewesen sein!